



Pack mal mit an
Das Solidaritätsheft



Netzplan

Flickenteppich oder warme Decke, Filz oder Schlinge: Wie gut ist unser soziales Netz? Fast die Hälfte seines Haushalts gibt Deutschland jährlich für soziale Sicherung aus, für Alter, Krankheit, Arbeitssuche. Von wo kommt das Geld, wohin fließt es - und erreicht es seine Ziele?

Harte Zahlen

Wie gerecht geht es wirklich zu in unserer Gesellschaft? Mach dir selbst ein Bild, mit „Zahlen und Fakten“: Über 140 kommentierte Statistiken zeigen die soziale Situation in Deutschland.

www.bpb.de/sozialesituation

Klinischer Blick

„Dschungel“, „Dickicht“, „Irrgarten“: Die deutschen Sozialsysteme gelten zu Recht als kompliziert. Unsere Lerntour gibt dir eine verlässliche Karte des deutschen Gesundheitswesens an die Hand.

www.bpb.de/gesundheitspolitik

Andere Umstände

Bis 2050 wird Deutschland um 7 Millionen Einwohner schrumpfen, die Zahl der Älteren sprunghaft steigen. Wie müssen wir unsere Sozialsysteme dafür umbauen? Im Osten Deutschlands findet man diese Herausforderungen schon heute - und mögliche Lösungen.

www.bpb.de/demografischerwandel



Sie wird von vielen praktiziert, manchmal vermisst und oft gefordert: Solidarität. Im politischen Raum wird der Begriff so inflationär verwendet, dass sich das Wort in die Reihe der wohlfeilen Leerformeln einreihet. Und sie existiert doch. Aus der Forderung nach „Brüderlichkeit!“ der Französischen Revolution ist heute eine komplexe soziale Wirklichkeit geworden. Die Formen der Solidarität sind vielfältig, vom staatlichen Sozialsystem über zivilgesellschaftliche Netzwerke und Privatinitiativen bis hin zur männerbündnerischen kriminellen Brüderlichkeit der Mafia. *fluter* geht dieser Vielfalt nach, fragt nach dem Zustand der klassischen Solidarsysteme und nach neuen Formen der Solidarität, zeigt Beispiele und Menschen, die diesen Wert nicht nur behaupten, sondern im Alltag leben und gestalten. Denn Solidarität ist nichts Festes, nur Gegebenes. Vieles, was uns heute selbstverständlich erscheint, wie zum Beispiel die Krankenversicherung, das Streikrecht oder das Frauenwahlrecht, musste erst erkämpft werden, ehe es in Gesetze gegossen wurde. Und selbst die sind keine ehernen Naturgesetze. Sie gelten nur, solange sich Menschen um sie streiten, und nur so lange werden sie akzeptiert und eingehalten. Die Netzwerke der Solidarität sind immer in Bewegung, sie werden sich den neuen Gegebenheiten wie der globalisierten Wirtschaft und dem demografischen Wandel anpassen müssen. Und das geht nicht von allein. Oder: Was von allein geht, muss nicht solidarisch sein.

Also pack mal mit an.

Thorsten Schilling

04	Auskunftsbereitschaft: Eine Solidaritäts-Umfrage.
06	Bündnistheorie: Woher kommt der Begriff Solidarität?
08	Artenschutz: Was Menschen und Tiere unterscheidet.
11	Zeichenlehre: Wichtige Symbole und ihre Ursprünge.
12	Bewegungsfreiheit: Was machen die Gewerkschaften heute?
18	Bereitschaftsdienste: So viel kostet uns die Solidarität.
20	Lastenausgleich: Ist unser Sozialsystem ungerecht?
22	Einsatzkräfte: Sechs Möglichkeiten, solidarisch zu werden.
28	Spendenauszug: Über die Globalisierung des Mitgefühls.
31	Impressum
32	Ansichtssache: Wo bleibt die Schwesterlichkeit?
34	Trennschärfe: Ein Interview über die Arbeiterklasse im Kino.
36	Fernweh: Solidarische Gefühle vor dem Fernseher.
38	Blutsbrüder: Roberto Saviano über die Solidarität der Mafia.
42	Solidarpakt: Ein Dorf in Argentinien ist fast perfekt.
48	Streitwert: Manchmal passen Geld und Solidarität zusammen.
50	Psychoanalyse: Ein Test über den Umgang mit anderen.

fluter.de

MAGAZIN DER BUNDESZENTRALE FÜR POLITISCHE BILDUNG

Auf www.fluter.de/foren/ wird diskutiert – auch über aktuelle Themen wie Solidarität, Feminismus oder Protest.

Auf fluter.de findet ihr auch Foren mit euren Film- und Buchbesprechungen und einiges mehr. Hier einige Auszüge:

- „Feminismus ist ne ganz einfache Sache: Männer und Frauen setzen sich für Geschlechtergerechtigkeit ein. Soll heißen: Frauen bestimmen die Wies, Wanns, Wos, Warums und Warum-nichts und vor allem die Womits in der Gesellschaft einfach gleichbeteiligt mit (=50%).“ User **Chatmama**
- „Solidarität heißt für mich Verantwortung für Mitmenschen zu übernehmen und damit in Konsequenz auch für die ganze Gesellschaft. Solange ich in der Situation bin, etwas abgeben zu können, damit andere, denen es nicht so gut geht, etwas mehr bekommen, bin ich bereit, das auch zu tun.“ User **Doro88**
- „Solidarität kann man nicht erzwingen. Wenn jemand sich diesem System nicht unterordnen will, dann sollte er das auch nicht tun müssen. Wenn er dazu gezwungen wird, z.B. durch Hartz IV, dann weiß ich nicht, warum hier alle immer noch davon reden, dass wir in einer freien Gesellschaft leben. Wer nicht mitmacht, hat keine Chance. Das soll Freiheit sein?“ User **Flyboy**

Gewinnspiel

Auf fluter.de findet ihr das Quiz zum Thema „Solidarität“. Zu gewinnen gibt es dieses Mal die DVD des Films *Brassed Off*, in dem Ewan McGregor zum Kampf gegen die Schließung einer Kohlezeche bläst, und drei

Exemplare der Biografie *Solidarität ist die Zärtlichkeit der Völker* des umstrittenen kubanischen Revolutionärs Ernesto Che Guevara.



Womit bist du solidarisch?

Umfrage: Daniel Erk Fotos: Gerrit Hahn



Christian, 17, Strausberg

Für mich ist das nicht so ein großer Unterschied zu Freundschaft. Aber wenn jemand zum Beispiel im Rollstuhl sitzt und meine Hilfe braucht, dann mache ich das.



Caroline, 20, Mühlhausen

Was unterscheidet denn Solidarität von Sozialem? Sozial bin ich zu allen, die auch sozial zu mir sind. Denn wie man in den Wald ruft, so schallt es raus.



Juliane, 21, Studentin aus Kassel

Mit den Menschen in Burma.



Paul, 19, arbeitet in Berlin

Ich bin vor allem mit meinem Umfeld solidarisch. Jeder muss versuchen, im Privaten zusammenzuhalten.



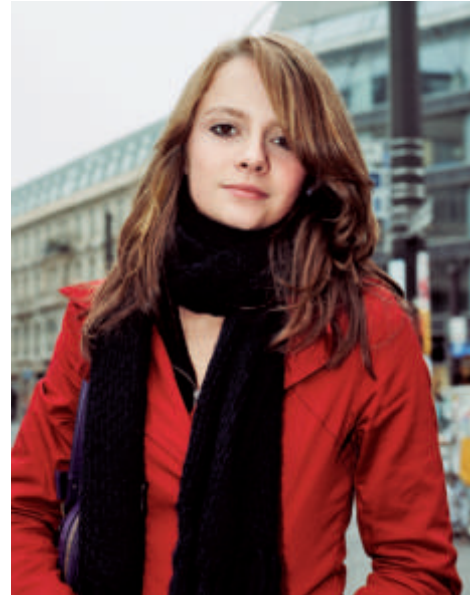
Florian, 23, Student aus Oldenburg

Meine Solidarität bezieht sich auf keine Organisation. Aber als Christ bin ich mit den Menschen, denen es schlecht geht, solidarisch. Zum Beispiel mit den Menschen in der Dritten Welt, die Hunger leiden.



David und Manuel, 16, Schüler aus Berlin

Mit Israel.



Sandra, 16, Schülerin aus Berlin

Ich bin solidarisch mit meiner Mutter. Meine Eltern wollen sich gerade trennen und ich soll zu meinem Vater ziehen. Meine Mutter aber ist schon sechzig, hatte ein schweres Leben und deswegen halte ich zu ihr.



Stefanie, 23, Studentin aus Bochum

Ich weiß nicht. Ich glaube, ich fühle mich vor allem mit Leuten aus meiner Altersgruppe und meinem Kulturraum solidarisch.



Ronny, 18, Werneuchen

Solidarisch? Mittlerweile nicht mehr. Ich stehe seit zwanzig Minuten am Bahnhof und warte, weil die Lokführer streiken. Es nervt.



Laura, 21, Studentin aus Berlin

Mit meiner Familie.

Maria, 20, Studentin aus Jüterbog

Solidarisch? Gar keine Ahnung.

Hier steht alles zusammen

Vom Römischen Reich bis zum Fall des Kommunismus – der Begriff Solidarität hat eine lange Reise hinter sich.

Text: Andreas Braun Illustration: Eva Hillreiner



2. WAS BEDEUTET SOLIDARITÄT?

Wer mit Freunden über Solidarität spricht, meint damit umgangssprachlich den Zusammenhalt oder das Eintreten für gleiche Interessen. Der französische Soziologe Emile Durkheim (1858–1917) beschreibt Solidarität als Zement, der die Gesellschaft zusammenhält. Heute sprechen Soziologen von Solidarität, wenn es sich um einen freiwilligen Akt symbolischer oder materieller Hilfe handelt. Man ist solidarisch mit denen, die für ihr Recht kämpfen müssen. Gleichzeitig gehen die Helfer unterschwellig davon aus, dass ihnen im umgekehrten Fall auch geholfen würde. „Erwartung potenzieller Gegenseitigkeit“ nennen das die Wissenschaftler.

3. WO FÄNGT SOLIDARITÄT AN, WO HÖRT SIE AUF?

Ein Kind bietet einer alten Frau im Bus seinen Sitzplatz an. Ist das Solidarität? Nein, sagen Solidaritätsforscher. Die nette Geste des Jungen ist pure Höflichkeit und lässt zwar auf eine gute Kinderstube, nicht aber zwingend auf ein Gespür für Solidarität schließen. Und die Spende zur Weihnachtszeit? Hier zeigt sich eine neue Form der Solidarität. Denn wer spendet, tut dies aus einer Position der Überlegenheit heraus. Er kennt den Empfänger meist nicht persönlich – und rechnet deshalb nicht mit einer Gegenleistung. Dies steht im Gegensatz zu früheren Vorstellungen von Solidarität.

1. WO LIEGEN DIE WURZELN DES BEGRIFFS SOLIDARITÄT?

Am Anfang war das Geld. Oder genauer: fehlendes Geld. Der Ursprung des Wortes Solidarität liegt im Schuldrecht. Wer im Römischen Reich über seine Verhältnisse lebte, konnte sich zumindest theoretisch auf die Hilfe der anderen verlassen. Dafür sorgte ein Passus im römischen Recht, die „obligatio in solidum“. Danach musste jedes Familienmitglied für die Gesamtheit der Schulden aufkommen – und umgekehrt ebenso die Gemeinschaft für die Schulden des Einzelnen. Erst Ende des 18. Jahrhunderts wurde diese Rechtsfigur auf Politik, Gesellschaft und Moral übertragen.



4. WARUM WURDE SOLIDARITÄT IM 19. JAHRHUNDERT WICHTIG?

Bis Ende des 18. Jahrhunderts war Deutschland eine Agrargesellschaft, die meisten Menschen lebten auf dem Land. Mit der Industrialisierung änderte sich das. Bauern verkauften ihr unrentables Land und zogen massenhaft in die neu gegründeten Industriestädte. Konnten sich die Bauern in der „Jeder kennt jeden“-Welt der Dörfer noch auf den Zusammenhalt der Gemeinschaft verlassen, mussten sie sich in der Stadt allein durchschlagen – enturzelt, anonym und arm. In diesem tristen Umfeld begannen sich Arbeiter und Bauern zu solidarisieren. Sie hatten die gleichen Probleme und Ziele, also konnten sie auch gemeinsam für ihre Forderungen nach Mindestlohn, Arbeitsschutz und Fünftagewoche kämpfen: „Vorwärts und nicht vergessen, worin unsere Stärke besteht! Beim Hungern und beim Essen, vorwärts und nie vergessen: die Solidarität!“ (Aus dem *Solidaritätslied* von Bert Brecht und Hanns Eisler.)



5. WER HAT DIE SOZIALVERSICHERUNG EINGEFÜHRT?

Es war Reichskanzler Otto von Bismarck (1815–1898), der die Sozialgesetze verabschiedete. Damit setzte er bis heute gültige Maßstäbe beim Aufbau eines staatlichen Sozialsystems. Unfall-, Kranken- und Altersversicherung sollten nicht nur die Not lindern. Sie zielten auch darauf ab, Arbeiter von der SPD abzubringen und für die Monarchie zu gewinnen. Mit den Sozialgesetzen wurde ein Modell geschaffen, das von vielen Ländern übernommen wurde.


6. WARUM SPRECHEN POLITIKER SO OFT VON SOLIDARITÄT?

Auf der politischen Bühne erscheint der Solidaritätsbegriff Anfang des 19. Jahrhunderts. Er ersetzt die im Nachklang der Französischen Revolution berühmte Lösung der Brüderlichkeit (fraternité). Doch diese klammerte natürlich den Zusammenhalt unter Frauen aus. Heute fordern Politiker und Parteiprogramme Solidarität aus verschiedenen Gründen – meist, um die Menschen auf zukünftige Belastungen vorzubereiten. Das beste Beispiel: Es gibt ein Gesetz, das die Forderung nach Solidarität gleich im Namen trägt. Das „Solidaritätszuschlagsgesetz“ wurde 1991 eingeführt, um im Zuge der Wiedervereinigung den Wiederaufbau der neuen Bundesländer mitzufinanzieren.



7. WAS HAT DIE SOLIDARITÄT MIT DER WENDE IN POLEN ZU TUN?

Happige Preiserhöhungen, Versorgungsengpässe und staatliche Willkür – so sah der Alltag im Polen der Siebzigerjahre aus. Das wollten sich die Arbeiter 1980 nicht mehr bieten lassen: Sie streikten. Aus dieser Bewegung entstand die Solidarność (deutsch: Solidarität). Die Gewerkschaft und ihr Vorsitzender Lech Walesa gewannen schnell an Popularität. Zehn Millionen Anhänger hatte Solidarność damals. Zu viel für die kommunistische Regierung: 1982 wurde Solidarność verboten. Als Untergrundbewegung war sie aber weiter aktiv und wirkte maßgeblich an der politischen Wende 1989 mit. Ihr Vorsitzender Lech Walesa wurde 1990 zum Staatspräsidenten Polens gewählt. Heute spielt Solidarność in der Politik keine Rolle mehr. Als Gewerkschaft ist sie weiter aktiv, hat aber an Glanz verloren: Unter den 38 Millionen Polen finden sich nur noch etwa 800 000 Solidarność-Mitglieder. Friedensnobelpreisträger Lech Walesa trat 2005 aus.

 www.fluter.de/lesen – Vorwärts und nicht vergessen: Das »Solidaritätslied« von Brecht und Eisler

Wir bedanken uns bei Professor Kurt Bayertz für die Recherchetipps. Bayertz lehrt praktische Philosophie an der Universität Münster.



»Solidarisch sein erhöht unseren Status. Eindrucksvoll war dieser Mechanismus beim Elbehochwasser zu beobachten«, sagt Karl Grammer.



Warum helfen wir?

Der Verhaltensforscher Karl Grammer über Ursprünge und Grenzen der menschlichen Solidarität.

Interview: Mathias Irle

Herr Grammer, ich bin Mitglied bei Amnesty International, dabei bin ich nicht selbst politisch verfolgt. Warum überweise ich dennoch jeden Monat Geld?

Früher hätte man aus biologischer Sicht geantwortet: Sie versuchen das Überleben Ihrer Art zu sichern.

Und heute ...

... glaubt man, dass diese Erklärung zu kurz greift. Schließlich verhalten Sie sich nicht solidarisch mit allen Menschen. Denken Sie nur daran, wie rücksichtslos sich viele Menschen im Straßenverkehr benehmen. Die Frage, die hinter der Solidarität steckt, lautet ganz simpel: Warum helfen wir einem anderen Menschen oder setzen uns für ihn ein?

Gibt es eine Antwort?

Momentan gibt es aus biologischer Sicht sogar zwei. Die eine lautet: Wir helfen anderen Menschen, um die Verbreitung und Erhaltung unserer Informationen zu sichern. Vorzugsweise unterstützen wir Menschen, die wir aufgrund unterschiedlicher Merkmale wie Verwandtschaftsgrad oder Aussehen als ähnlich einstufen. Wer ähnlich ist, so denken wir, trägt auch Teile unseres Erbguts in sich.

Und die zweite Theorie?

Die besagt, dass wir uns beim Helfen daran

orientieren, ob wir von der Person in der Zukunft auch Hilfe erwarten können. „Reziprozität“ nennt sich dieses Prinzip.

Nun spende ich Geld an Amnesty, glaube aber nicht, dass mir der politische Gefangene in Simbabwe oder China sehr ähnlich ist. Auch bezweifle ich stark, dass er mir einmal helfen kann.

Richtig. Trotzdem tun Sie es, und zwar aus einem einfachen Grund: Solidarisch sein

»Wir unterstützen Menschen, die wir als ähnlich einstufen.«

wirkt belohnend. Außerdem erhöht es unseren Status. Nur wer stark ist, kann andere unterstützen. Eindrucksvoll war dieser Mechanismus beim Elbehochwasser zu beobachten. Tausende von Deutschen fuhren nach Ostdeutschland und halfen mit, Sandsäcke zu schleppen. Gerade wenn man die Belohnungen sehr einfach und sicher bekommen kann, werden viele Menschen aktiv. Geholfen hat in diesem Zusammenhang auch, dass die *Bild*-Zeitung die mutigen Helfer interviewt und gezeigt hat. Biologisch gesehen, ist das ein

genialer Mechanismus: Denkt man an das Prinzip der Reziprozität, muss schließlich irgendwer anfangen mit dem Helfen. Deshalb hat die Natur es eingerichtet, dass derjenige, der hilft, sich besser fühlt.

Wir sind solidarisch aus Kalkül?

Das klingt nun sehr negativ, wie Sie es ausdrücken. Aber aus biologisch-reduktionistischer Sicht betrachtet, liegt dem Helfen immer eine oft unbewusste Kosten-Nutzen-Rechnung zugrunde. Das gilt im Übrigen für jede menschliche Handlung.

War das schon immer so?

Seit der Mensch in Gruppen lebt – aller Wahrscheinlichkeit nach ja. Ab diesem Zeitpunkt musste er stets überlegen, ob er seine Ziele besser durch kooperierend-solidarisches oder durch wettbewerbsorientiert-egoistisches Handeln erreicht.

Ist Solidarität eine menschliche Erfindung, oder kann man sie auch im Tierreich finden?

Das ist eine Frage des Standpunkts. Es gibt Wissenschaftler, die behaupten, es gebe kein solidarisches Verhalten unter Tieren, da tierisches Verhalten immer egozentriert ist. Andere sprechen Tieren solidarisches Verhalten zu – schließlich handelt ja der Mensch, der Kosten-Nutzen-Rechnungen anstellt, ganz

ähnlich ichbezogen. Grundvoraussetzung für solidarischeres Verhalten bei Tieren ist die Fähigkeit, das Prinzip der Reziprozität anzuwenden und Verwandte identifizieren zu können. Dazu sind bestimmte geistige Fähigkeiten vonnöten, die planvolles Verhalten ermöglichen. Diese findet man nicht bei Amöben. Bei Affen allerdings ist Solidarität in diesem Sinne beobachtbar. Etwa wenn sie kooperatives Verhalten auf der Jagd oder beim Kämpfen um die Rangfolge zeigen.

Wie entwickelt sich die Fähigkeit zum solidarischen Verhalten beim Menschen? Können sich schon Kleinkinder solidarisch verhalten?

Meine Untersuchungen zu dem Thema liegen schon einige Jahre zurück, und insbesondere die experimentelle Psychologie hat dazu in den letzten Jahren viele Erkenntnisse geliefert. Generell gilt aber etwas Ähnliches wie bei den Tieren: Um Solidarität zu zeigen, brauchen Kinder ebenfalls bestimmte kognitive Fähigkeiten. Diese sind bei der Geburt noch nicht vorhanden und entwickeln sich erst vergleichsweise spät, nach einigen Jahren. Dann erst ist das Kind zu Dingen wie planvollem Handeln und einer Perspektivenübernahme fähig, sprich, es kann sich vorstellen, was im Kopf eines anderen Kindes vor sich geht. Man geht davon aus, dass Moralentwicklung bei Kindern eng einhergeht mit der Fähigkeit zur Solidarität.

Menschen unterscheiden sich stark hinsichtlich ihres solidarischen Verhaltens. Liegt das daran, dass wir Kosten und Nutzen unterschiedlich berechnen?

Das tun wir sicherlich. Leider steckt die Forschung, die diese interindividuellen Unterschiede untersucht, noch in den Anfängen. So ist es plausibel, dass Frauen eher zu solidarischem Verhalten tendieren, da sie evolutionsbedingt generell sozialere Wesen sind – die These ist aber noch nicht belegt. Interessant ist auch, dass wir uns je nach Situation sehr unterschiedlich solidarisch verhalten

Woran liegt das?

Ein Faktor ist die Anonymität. Denken Sie noch einmal an den Straßenverkehr: Weil die meisten sicher sein können, dass der andere sie nicht erkennt und sie ihn auch nicht wieder treffen, nehmen sie keine Rücksicht. Ein anderer Faktor ist die Vorhersehbarkeit: Wenn ich nicht weiß, wie lange ich mit dem anderen noch zu tun habe, hat das Einfluss auf meinen Solidaritätswillen.

Wir leben in einer zunehmend individualisierten, aber auch anonymisierten Gesellschaft. Wir kennen unsere Nachbarn nicht mehr, Beziehungen, Arbeitsplätze

»Je höher die Anonymität in einer Gesellschaft, desto geringer ist die Solidarität.«

sind unsicherer als früher. Was bedeutet das für die Solidarität in einer Gesellschaft?

Was man sicherlich sagen kann: Je höher die Anonymität in einer Gesellschaft, desto geringer die Solidarität. Doch zu behaupten: Weil Beziehungen und Arbeitsplätze unsicherer sind, verhalten sich die Menschen weniger solidarisch – die Ich-Gesellschaft als logische Antwort auf die Unvorhersehbarkeit der Zukunft, das wäre mir zu gewagt. Dafür sind soziale Beziehungen am Ende zu komplex. Außerdem ist der Mensch ja klug: Nicht umsonst haben wir uns jede Menge Regeln und Normen geschaffen, die unsolidarisches Verhalten als schlecht, solidarisches hingegen als gut betrachten. Durch diese Bewertung steigt der Nutzen von hilfsbereitem Verhalten. Die Tendenz, sich aufgrund der Unplanbarkeit von Beziehungen weniger solidarisch zu verhalten, würde mit einem schlechten Gewissen geahndet. Experimente deuten darauf hin,

dass sich im Lauf der Evolution ein angeborener Gerechtigkeitssinn entwickelt hat.

Unterscheidet uns das von Tieren?

Bei Tieren gibt es viel striktere Regeln, nach denen Solidarität abzulaufen hat. Eine lautet zum Beispiel: Als Erstes kommen immer die Verwandten. Bei uns Menschen hat es sich gelockert, wen wir „als einen von uns“ identifizieren. Nach welchen Mechanismen das verläuft, dazu gibt es sehr eindrucksvolle Experimente. Bei einem setzt man Versuchspersonen vor ein Computerspiel und zeigt ihnen ein Foto von ihrem angeblichen Mitspieler im Nachbarraum. Je mehr man nun das eigene Gesicht der Versuchspersonen mithilfe digitaler Bildbearbeitung in das Bild des Mitspielers einfließen lässt, umso solidarischer und kooperativer spielen die Versuchspersonen. Völlig unbewusst.

Diverse Mechanismen motivieren die Menschen also zu solidarischerem Verhalten, und es gibt bestimmte Regeln, nach denen sich entscheidet, wem gegenüber wir besonders solidarisch sein wollen. Dennoch gibt es Krisenzeiten, ausgelöst durch Naturkatastrophen oder Hunger, da werden alle diese Regeln anscheinend plötzlich außer Kraft gesetzt und Menschen fangen an zu plündern und zu morden.

Wenn jemand meint, sein Ende droht, dann gibt es für die meisten keine Solidarität mehr. Wozu auch?



Professor Karl Grammer, 57, ist Verhaltensforscher und Evolutionsbiologe. Seine Doktorarbeit schrieb er zum Thema »Das Eingreifen in Konflikte unter Kindergartenkindern«.

Zeichenlehre

Solidarität zeigen.
Aber wie?
Eine Übersicht.



Mit dem Symbol »Rote Schleife« bringt der Träger seine Verbundenheit mit den HIV-Infizierten zum Ausdruck. Die rote Farbe steht für Liebe und Blut.



Lila ist die Farbe der Frauen- und Lesbenbewegung. Warum? Es gibt zwei Theorien: Es könnte die Vereinigung des männlichen Blau mit dem weiblichen Rot sein; oder eine Anspielung auf einen mittelalterlichen Brauch, nach dem (lila) Veilchen als Zeichen für Unverheiratete galten.



Die Flagge auf halbmast ist Ausdruck der Anteilnahme bei Katastrophen und Todesfällen. Seinen Ursprung hat das Symbol in den Seeschlachten. Der besiegte Feind hatte seine Flagge halb einzuholen.



Mit der Fahne ihres Landes zeigen Fans bei Welt- und Europameisterschaften ihre Zugehörigkeit. Bei der WM 2006 wurden mehr als fünf Millionen Deutschlandfahnen verkauft.

Die erhobene Faust war der Kampfgruß der Arbeiterbewegung des 19. Jahrhunderts. Später brachten damit nicht nur Kommunisten ihre Solidarität zum Ausdruck, sondern zum Beispiel auch Sportler der US-amerikanischen Bürgerrechtsbewegung.



Die Regenbogenfahne dient als Zeichen der Toleranz und Hoffnung. Der Regenbogen ist ein Symbol biblischer Verheißung. Verschiedene Varianten der Fahne wehen für die italienische Friedensbewegung, für Greenpeace und für die Lesben- und Schwulenbewegung (siehe Abbildung).

In unserem Kulturkreis symbolisiert das Kreuz zum einen den Opfertod Jesu Christi. Zum anderen bringt es die Verbundenheit der Menschen mit der Erde und den Mitmenschen (waagrechte Achse des Kreuzes) zum Ausdruck sowie mit dem Göttlichen (senkrechte Achse des Kreuzes).



Der Mythos von Rheinhausen

Vor 20 Jahren demonstrierten 6000 Arbeiter erfolgreich für den Erhalt ihres Werks. Doch wo ist heute die Kraft der Gewerkschaften geblieben?

Text: Johannes Nitschmann





Foto: Manfred Vollmer / Das Fotoarchiv

Im „Reichsadler“ scheint die Zeit stehen geblieben zu sein. Die Gaststätte im Duisburger Stadtteil Rheinhausen verströmt den Charme der Fünfzigerjahre. Dunkelbraune Holzstühle, abgewetzte Biertische. Den gläsernen Thekenschränken zieren kitschige Figuren. „Gelsenkirchener Barock“ nennen sie diese Möblierung im Ruhrgebiet. Der Sparklub „Familienglück“ fühlt sich in dieser Behausung genauso heimisch wie der örtliche Kirchenvorstand oder die Politsekten der KPD/ML und DKP. In dieser Arbeiterkneipe haben vor zwanzig Jahren kreative Stahlkocher der benachbarten Krupp-Hütte zur Rettung ihres von Schließung bedrohten Werkes einen Arbeitskampf ausgeheckt – hinter dem Rücken der Gewerkschaftsfunktionäre. Im „Reichsadler“ reiften Pläne für wochenlange wilde Streiks mit Straßenblockaden und Brückenbesetzungen. 6000 Menschen kämpften so um ihren Arbeitsplatz. Erst war es eine Belegschaft, später eine Stadt, am Ende eine ganze Region, die sich mit den Krupp-Stahlarbeitern in Rheinhausen solidarisierten. 160 Tage brodelte es im Revier.

Helmut Laakmann sitzt im „Reichsadler“ beim Pils. Der 59-Jährige trägt verwaschene Jeans, eine braune Lederjacke und Sportschuhe. Aus seinem hellblauen Pullover lugt ein gestreifter Hemdkragen hervor. Mit seinem Intellektuellen-Outfit wirkt der glatzköpfige Rundglasbrillenträger wie ein Fremdkörper in der heimeligen Malocherkneipe. Doch Berührungsängste gibt es nicht. Laakmann wird von beinahe allen Gästen geduzt. „Unser Helmut“, sagt einer der Thekensteher, „ist doch eine Berühmtheit.“ Während des Rheinhausener Arbeitskampfes avancierte der damalige Abteilungsleiter des Stahlwerkes zum Arbeiterführer. „Ich war Vorgesetzter und kein Gewerkschaftsfuzzi“, sagt Laakmann heute. „Jeder kannte und duzte mich im Werk. Für die war ich nur ‚der Alte‘.“ Eine Autorität mit damals 39 Jahren.

Fast 6000 Kruppianer hatten sich am 30. November 1987 zu einer Belegschaftsversammlung in der großen Walzwerkhalle eingefunden. Auf Krupp-Chef Gerhard Cromme flogen Eier. Die Landesminister für Arbeit und Wirtschaft ergriffen das Wort. Schuld an den drohenden Massenentlassungen in der deutschen Stahlindustrie sei die EU-Bürokratie in Brüssel, empörten sich die Politiker. Die ersten Stahlkocher verließen frustriert die Walzwerkhalle. Da drängte der Abteilungsleiter Laakmann ans Mikrofon. „Es kann doch



»Unser Helmut«: Streikchef Helmut Laakmann stieg vor zwanzig Jahren auf eine Bühne und löste mit seiner Brandrede einen historischen Arbeiterkampf aus. Heute sagt er: Bei den Gewerkschaften müsse »einmal das Fenster aufgemacht und durchgelüftet werden«.



Mobile Parolen: Im Autokorso führen die Streikenden alle Krupp-Hüttenwerke ab.

nicht sein, dass eine kleine Clique, eine kleine Mafia, mit den Menschen in diesem Lande macht, was sie will“, dröhnte er ins Mikrofon. „Leute, das Buch der Geschichte ist aufgeschlagen, und jetzt liegt es an euch, hier mal ein paar neue Seiten zu schreiben. Lasst diese Generation, die nach uns kommt, nachlesen, wie man einen Arbeitskampf führt, wie man diesen Vorstand in die Knie zwingt!“ Dann rief Laakmann, der in einem bronzefarbenen, feuerfesten Stahlkochermantel und mit einem breitkrepfigen Schutzhelm vor der Belegschaft stand, jene Sätze aus, die ihn am Abend in die *Tagesschau* brachten: „Kruppsche Arbeiter, nehmt jetzt diese historische Stunde wahr, um endlich das auszufechten, was auszufechten ist. Wir in Rheinhausen lassen uns nicht verscherbeln. Uns verkauft keiner, weder für dumm noch im Sack.“ Dann berief sich Laakmann auf die Bibel, die er ein „Verhandlungsbuch für Menschen“

nannte. Jahrelang habe die Krupp-Belegschaft die linke und die rechte Wange hingehalten. Jetzt müsse die Parole lauten: „Auge um Auge, Zahn um Zahn.“ Orkanartiger Beifall brandete auf. Entzückt riefen die Malocher: „Zugabe! Zugabe!“ Die Geburtsstunde eines

»Das waren die besten Weihnachten, die die Jungs je erlebt haben.«

Arbeiterführers, der die Initialzündung für einen der spektakulärsten Arbeitskämpfe in Deutschland gab.

Seine aufrührerische Rede sei nichts anderes als ein Appell an die Solidarität gewesen, urteilt Laakmann heute. „Als Einzelner bist du nix, aber zusammen, da geht was.“ Plötzlich hätten die Kruppianer gespürt: „Mensch, wir haben alle das gleiche Problem.“ Seine mit-

reißende Botschaft sei simpel gewesen, sagt der einstige Arbeiterführer: „Jungs, stellt euch gerade hin! Lasst euch hier nicht langmachen!“ Die rhetorischen Funken, die der gelernte Stahlkocher am Rednerpult geschlagen hatte, sprangen über. Die Belegschaft fing Feuer. „Die haben sich alle in den Wind gestellt“, sagt Laakmann stolz.

An Heiligabend 1987 zogen mehr als 10 000 Menschen vor das Tor 1 des Rheinhausener Krupp-Hüttenwerkes. Während ihres Arbeitskampfes wollten die Stahlkocher nicht allein mit ihrer Familie unter dem heimischen Christbaum bleiben. Bis in die Nacht hinein feierten die Bewohner eines ganzen Stadtteils vor dem Stahlwerk gemeinsam Weihnachten. Es gab Glühwein und Kuchen. Zwei Pfarrer zelebrierten einen ökumenischen Gottesdienst. „Stille Nacht, heilige Nacht“, erschallte es aus Tausenden Kehlen. Eine gespenstisch-wohlige Stimmung machte sich breit.

„Du hast geglaubt, da erscheinen gleich Jesus, Maria und Joseph persönlich“, erinnert sich Laakmann an das gigantische Gemeinschafts-erlebnis. „Das waren die besten Weihnachten, die die Jungs je erlebt haben.“ Solidarität sei ein großes Wort, ihr Gefühl nahezu unbeschreiblich. Noch heute zehrt der damalige Krupp-Abteilungsleiter von diesem turbulenten Arbeitskampf. „Ich kann nur jedem raten, das Gefühl der Solidarität mal persönlich zu erleben.“

Die Solidarität steckt an im Kampf der Stahlkocher um ihre Rheinhausener Hütte. Ein 256 Meter weiter, rostroter Stahlbogen überspannt die Rheinbrücke zwischen den beiden Duisburger Stadtteilen Hochfeld und Rheinhausen. Am 20. Januar 1988 ziehen 50 000 Stahlkocher aus 63 Hüttenwerken zu dieser Brücke und legen zeitweise den Verkehr im gesamten Ruhrgebiet lahm. Die Prophezeiung aus Laakmanns Brandrede in der Walzwerkhalle scheint sich zu erfüllen: „Vor dieser Woche waren wir noch allein, vor ein paar Tagen war die ganze Belegschaft da. Heute ist es die Stadt Duisburg, und morgen wird es das ganze Revier sein.“ Die Stahlkocher vom benachbarten Hoeschwerk haben Kühlwasser ihrer Stranggießanlage zur Brücke geschleppt. Die einstige „Admiral-Graf-Spree-Brücke“ wird umgetauft: „Brücke der Solidarität“ prangt in großen Buchstaben auf einem Schild, das die Jugendvertreter in der Krupp-Lehrwerkstatt über Nacht angefertigt haben. Wenig später hat die Stadt Duisburg diesen Namen offiziell übernommen.

Zehn Jahre später stand Sabrina Jäger auf der „Brücke der Solidarität“. Nicht allein aus eigenem Antrieb war die damals 15-jährige Schülerin aus dem Duisburger Stadtteil Alt-Meiderich dort. Es gab sanften Druck der Eltern und Lehrer. „Die haben uns in die Busse verfrachtet und dorthin gekarrt“, erinnert sich Sabrina. Ein „Band der Solidarität“ sollte geknüpft werden – von der westlichsten bis zur östlichsten Bergarbeiterstadt im Ruhrgebiet. Zehntausenden Kohlekumpels nämlich drohte Schicht im Schacht. Die milliardenschweren Kohlesubventionen von Bund und Land sollten drastisch gekürzt und etliche Zechen geschlossen werden. Sabrina verstand die komplexen Hintergründe der Demonstration kaum. Aber das Gemeinschafts-erlebnis unter den vielen Tausenden Menschen rührte sie an. Ein kleines Stück von dem „Band der Solidarität“ nahm sie mit nach Hause. >

Andere Länder, andere Streikkulturen

Frankreich

„Frankreich erlebt von Zeit zu Zeit Revolutionen, Reformen dagegen selten oder nie.“ Der November 2007 scheint diesen Satz des französischen Soziologen Raymond Aron zu bestätigen. Aus Protest gegen eine geplante Rentenreform legten Frankreichs Gewerkschaften Züge und die Pariser Metro lahm. In Frankreich kommt es rituell schon vor den Tarifverhandlungen zu Kraftproben, nicht erst kurz vor ihrem Scheitern wie in Deutschland. Erst seit ein paar Jahren beginnt sich diese Tradition zu verändern. Dass französische Arbeitnehmer schneller bereit sind, ihre Interessen mit Streiks durchzusetzen, als deutsche, hat einen einfachen Grund: Sie dürfen es. In Deutschland können nur Gewerkschaften streiken, in Frankreich jeder Beschäftigte und jeder Beamte.

Italien

Italien gehört zu den wenigen Ländern in Europa, in denen die Gewerkschaften steigende Mitgliederzahlen verbuchen können. Mehr als ein Drittel der Bevölkerung ist gewerkschaftlich organisiert. Zwischen 1995 und 2005 fielen pro 1000 Beschäftigte 86,6 Arbeitstage durch Streik aus, damit liegt Italien nach Spanien auf Rang zwei der europäischen Streikstatistik. Wie in Frankreich darf auch in Italien jeder Arbeitnehmer und jeder Beamte streiken. Im Jahr 2002 haben das mehr als fünf Millionen Menschen getan. In Deutschland haben im gleichen Jahr nur rund 400 000 Menschen die Arbeit niedergelegt. In der Regierungszeit von Silvio Berlusconi wurden Streiks zur Routine: Zwischen 2001 und 2005 wurde sechsmal zum „Sciopero generale“ aufgerufen. Diese Generalstreiks sind ein Instrument, mit dem sich Arbeitnehmer an der sozialen, wirtschaftlichen und politischen Entwicklung des Landes beteiligen können. Verfassungsrechtlich sind diese Streiks ausdrücklich erlaubt. Aussperrungen von Arbeitgeberseite sind verboten.

USA

In der privaten Wirtschaft sind nur sieben Prozent der Beschäftigten gewerkschaftlich organisiert – so wenig wie seit den Zwanzigerjahren nicht mehr. Gewerkschaften müssen in jedem Betrieb über Urwahlen anerkannt werden. Stehen Tarifverhandlungen an, beauftragen Manager oft schon vorher sogenannte „union busting firms“. Sie sollen Probleme im Betrieb im Voraus lösen und den Mitarbeitern das Gefühl geben, dass Gewerkschaften überflüssig sind. Kommt es trotzdem zum Streik, dürfen die Arbeiter nur vor dem Gebäude demonstrieren – außerdem dürfen sie dauerhaft ersetzt werden. In vielen Branchen schwindet deshalb der Einfluss der Gewerkschaften. Nur in Wirtschaftszweigen, in denen Mitarbeiter nicht einfach ausgetauscht werden können, werden konkrete Forderungen regelmäßig durchgesetzt, wie zum Beispiel bei Profisportlern oder Drehbuchschreibern.

Japan

In Japans Gewerkschaften sind 12,7 Millionen Menschen organisiert, doch aktuell sinkt diese Zahl. Nach der Schweiz ist Japan das Industrieland mit den wenigsten Streiktagen, pro Jahr und 1000 Beschäftigte fallen nur zwei Arbeitstage aus. Wenn gestreikt wird, dann meistens nicht in den Kernarbeitszeiten. Die Tarifverhandlungen finden in Japan traditionell im März statt. Sie haben beispielhafte Wirkung für kleinere Unternehmen und andere Industriezweige, und sie bestimmen das Einkommensniveau für das ganze Land. Die Arbeitnehmer nennen die Verhandlungen „Frühlingskämpfe“ („shunto“). Der Begriff ist zum Synonym für die Tarifverhandlungen geworden.



Sabrina Jäger ist 24 Jahre alt und ver.di-Mitglied. Und sie fragt sich, wo die Solidarität eigentlich hingekommen ist.

Immer noch bewahre sie dieses Solidaritäts-Souvenir auf, sagt Sabrina. Inzwischen ist sie 24 Jahre alt und Vorsitzende der Jugend- und Ausbildungsvertretung (JAV) bei der Deutschen Rentenversicherung. Die gelernte Sozialversicherungsfachfrau sitzt in der Bochumer Zentrale der ehemaligen Bundesknappschaft, einer Kranken-, Pflege- und Rentenversicherung für Bergleute. Unter dem Dach der Rentenversicherung kümmert sich die Knappschaft inzwischen auch um Bundesbahner, Seeleute und 400-Euro-Jobber. Gleich zu Beginn ihrer Berufsausbildung ist Sabrina in die Dienstleistungsgewerkschaft ver.di eingetreten. Auf Ratschlag ihrer Eltern, die beide dem bürgerlichen Angestelltenmilieu entstammen. „Da wirst du mal schön Mitglied, Tochter!“, habe ihr der Vater gesagt. Schnell hat Sabrina als Gewerkschafterin Karriere gemacht. Seit dem vergangenen Jahr ist sie als JAV-Vorsitzende von der Arbeit freigestellt und kümmert sich bei der Knappschaft ausschließlich um die Belange von 800 Jugendlichen. Die 24-Jährige sitzt in einem In-

Lokal im Duisburger Hafen, löffelt eine Käsesuppe und trinkt Milchkaffee. Dass der Funktionsapparat und die Rituale der Gewerkschaften für Jugendliche reichlich antiquiert seien, mag sie nicht zugeben. „Die Gewerkschaftsarbeit ist schon spannend.“ Die

»Wir müssen das für Jugendliche prickelnd machen.«

touge Gewerkschaftsfrau trägt ein braunes Cordjackett, Jeans, ein grau-rotes, perlenbesticktes T-Shirt und schwarze Stoffturnschuhe. Allein ihre offenkundig auf Gewerkschaftsseminaren antrainierte Rhetorik kontrastiert bisweilen mit dem trendigen Outfit. „Ich bin Jugendvertreterin durch und durch.“ In ihrem Funktionärsjob kümmert sich Sabrina nicht nur um innerbetriebliche Konflikte. Die „Rente mit 67“ treibt sie um, „weil wir Jugendlichen das alles voll abbekommen“.

Dass der Telekom-Konzern Zehntausende Arbeitsplätze auslagern will, besorgt sie. Auch der zunehmende Rechtsextremismus. Nicht alle ihre jungen Kollegen blicken so weit über den politischen Tellerrand. Denen geht es zuallererst um die Qualität der Ausbildung, die Höhe der Ausbildungsvergütung und ihre Übernahme in das Unternehmen nach Abschluss der Lehre. Um das durchzusetzen, bringt die Gewerkschaft hin und wieder eine pfiffige Solidaritätsaktion auf die Beine. Doch auch Sabrina sieht unter ihren Altersgenossen Tendenzen zu Vereinzelung und Ellenbogenmentalität. Manchmal ist sie richtig ratlos. „Verdammt noch mal, wo ist die Solidarität hin?“ Klassische Gewerkschaftsarbeit ist den meisten Jugendlichen eher fremd. Der Marsch zum 1. Mai gilt als megaout. Aber Sabrina will am „Tag der Arbeit“ und anderen Gewerkschaftsritualen beharrlich festhalten. „Wir müssen das für Jugendliche eben prickelnd machen“, verlangt sie. Derzeit sind 550 000 junge Bundesbürger im Alter zwischen 16 und 26 Jahren Mitglied in

einer Gewerkschaft des DGB, des Deutschen Gewerkschaftsbunds. Nach einer aktuellen Jugendstudie der IG Metall engagieren sich lediglich etwa zehn Prozent der Jugendlichen in Gewerkschaften. Laut Umfrage gibt es in der jungen Generation „eine große Unkenntnis“ über die Gewerkschaftsarbeit. Häufig verwechselten Jugendliche den Betriebsrat mit den Gewerkschaften. Durch die Korruptionsaffäre etlicher VW-Betriebsräte, die sich von dem Unternehmen durch die kostenlose Zuführung von Prostituierten kaufen ließen, hat das Image der Gewerkschaften gerade bei Jugendlichen massiv Schaden genommen.

Helmut Laakmann, der einstige Arbeiterführer aus Rheinhausen, könnte Sabrinas Vater sein. Beide trennen nicht nur eine Generation, sondern auch unterschiedliche Erfahrungen. Bei den wilden Streiks um die Erhaltung des Krupp-Stahlwerks haben die Gewerkschaftsfunktionäre weitgehend abseitsgestanden. „Die IG Metall hatte nicht mal mehr rote Fahnen für uns“, klagt Laakmann. Für die Gewerkschaftsführung war der Rheinhausener Arbeitskampf mit seinen spektakulären Solidaritätsaktionen unkalkulierbar geworden. Die IG Metall ging auf Distanz. Zwar haben Laakmann und seine Kollegen den Tod des Stahlwerks im Jahre 1993 nicht verhindern können. Immerhin aber haben sie die Schließung um sechs Jahre hinausgezögert und in dieser Zeit für alle Beschäftigten einen Sozialplan durchgesetzt. Der Begriff der Solidarität werde von den Gewerkschaftsführern missbraucht, behauptet Laakmann. „Solidarität wird zum Vorwand genommen, um Kritik am eigenen Apparat im Keim zu ersticken.“ Dennoch ist Laakmann seit vierzig Jahren Mitglied der IG Metall. Selbst in seinem neuen Job als Öffentlichkeitsarbeiter beim Johanniter-Rettungsdienst ist der frühere Stahlwerker seiner angestammten Gewerkschaft treu geblieben. Noch habe er die Hoffnung nicht aufgegeben, „dass da mal die Fenster geöffnet werden und durchgelüftet wird“. Dazu aber müssten die Gewerkschaftsmitglieder endlich „ihr Versicherungsdenken aufgeben“ und sich „aktiv einschalten“ in die Arbeit ihrer Organisation. „Solidarität ist die stärkste Waffe“, beharrt Laakmann, „nur sie wird oftmals ausgehebelt, weil wir uns auseinanderdividieren und beherrschen lassen.“

www.fluter.de/lesen – Greif zur Feder, Kumpel! Warum DDR-Autoren sich mit Arbeitern solidarisierten.



Die Geschichte des Arbeitskampfes

Streiks gibt es nicht erst, seitdem es Gewerkschaften gibt. Der erste bekannte Streik fand schon 1152 v. Chr. statt. Der ägyptische Schreiber Neferhotep hielt auf Papyrus fest, dass Arbeiter beim Bau eines Totentempels ihre Arbeit niederlegten, nachdem sie wochenlang keinen Lohn erhalten hatten.

Regelmäßige Streiks gab es jedoch erst ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Nur so konnten Industrie- und Bergarbeiter ihre Interessen und Bedürfnisse kundtun. Historisch ist der Streik der Londoner Dockarbeiter 1889: Es war die erste große Arbeitsniederlegung in der Geschichte Großbritanniens – und sie war erfolgreich. Nach vier Wochen konnten die Arbeiter ihre Forderung nach Lohnerhöhungen durchsetzen.

In Deutschland streikten 1896 die Hamburger Hafenarbeiter, was sich zu einem Generalstreik ausweitete. Einen erneuten Generalstreik gab es 1920. Arbeiter, Angestellte und Beamte streikten Seite an Seite. So konnte der Kapp-Putsch abgewendet werden, mit dem das Militär die junge deutsche Demokratie in die Knie zwingen wollte.

Eines der wichtigsten Daten der deutschen Geschichte geht auf Streiks zurück. Am 17. Juni 1953 war aus der Arbeitsniederlegung einige Bauarbeiter in Berlin ein Volksaufstand in der DDR geworden, der von der Volkspolizei und von sowjetischen Truppen niedergeschlagen wurde. Bis zur Einführung des Tages der Deutschen Einheit am 3. Oktober war der 17. Juni offizieller Gedenktag gewesen.

Streiks waren aber nicht immer zwingend auf den Arbeitsalltag bezogen. Schon 1917 wurde unter Sozialdemokraten ein Gebärestreik diskutiert. Damit wollte man die Zeugung von Jungen, die dann als Soldaten im Ersten Weltkrieg eingesetzt würden, verhindern. Erst 2002 wurde die Idee tatsächlich umgesetzt: Frauen in Finnland wollten so den Bau eines Atomkraftwerks in ihrer Nähe verhindern.

2006 kam es zum größten deutschlandweiten Streik in diesem Jahrtausend: 94,5 Prozent der ver.di-Mitglieder stimmten für einen Arbeitskampf im Öffentlichen Dienst, wovon Kliniken, Kindergärten und die Müllabfuhr betroffen waren. Ergebnis: In fast allen Bundesländern wird mehr gearbeitet, für 2,9 Prozent mehr Lohn.

An die Börsen

Wie viel lassen wir uns Solidarität kosten? Und was genau tut eigentlich der Staat für seine Bürger?

Text: Julia Schneider Illustration: Dirk Schmidt

Private Solidarität

Die Deutschen sind nicht Spendenweltmeister: In der EU liegen sie auf Platz 9. Ganz vorn steht Schweden, Letzter ist Ungarn.

13 Prozent der 594 277 Vereine in Deutschland gehören zum Bereich Wohlfahrt und Soziales. Sportvereine stellen 38 Prozent.

10 Millionen Care-Pakete sind zwischen 1946 und 1960 in die Bundesrepublik ge-



schildt worden, allein drei Millionen nach (West-)Berlin. Jedes Paket enthielt unter anderem 4,25 Pfund Fleisch und je ein Pfund Rosinen und Schokolade.

Vor der Wiedervereinigung wurden jährlich 25 Millionen „Westpakete“ in die DDR geschickt. Hauptinhalt: Kaffee und Nylons. 18 Prozent des DDR-Kaffeeverbrauchs kamen mit der Post.

2006 spendeten 45 Prozent der Deutschen: im Westen 46, im Osten 39 Prozent.



13 Prozent der 14- bis 19-Jährigen spendeten im Jahr 2006.

Im Jahr 2006 wurden in Deutschland 1,972 Milliarden Euro von Privatleuten gespendet. Nicht eingerechnet sind hier Firmenspenden, Erbschaften oder Bußgelder.

Die Diakonie Katastrophenhilfe hatte im Jahr 2006 ein Spendenaufkommen von 9.514.003,89 Euro.

Im Jahr 2006 spendeten nur 13 Prozent der 14- bis 19-Jährigen, aber 62 Prozent der Menschen über 65 Jahre.

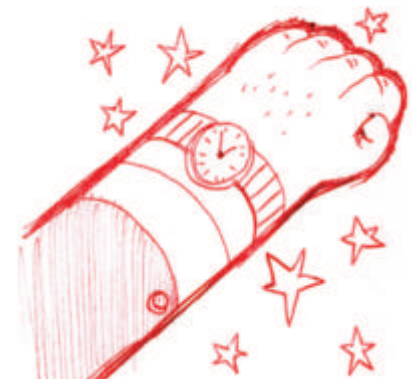


35 Prozent aller Spenden werden für Behinderten- und Krankenhilfe aufgewendet.

Die durchschnittliche Spendenhöhe lag von Mitte der Neunziger bis zur Jahrtausendwende bei rund 80 Euro, wuchs jedoch ab 2001 um 20 Prozent auf 101 Euro an und stieg bis zum Jahr 2006 auf rund 119 Euro.

Nicht nur Geld, auch Zeit wird gespendet: 36 Prozent der Deutschen engagieren sich ehrenamtlich in Vereinen, Schulen und Kindergärten oder in der Kirche.

Die höchsten Spenden machen die Deutschen über das Internet – pro Spende etwa



40 Euro. Bei der Haustürsammlung liegt der Durchschnitt bei 10 Euro. 58 Prozent des gesamten Spendenaufkommens werden online abgewickelt.

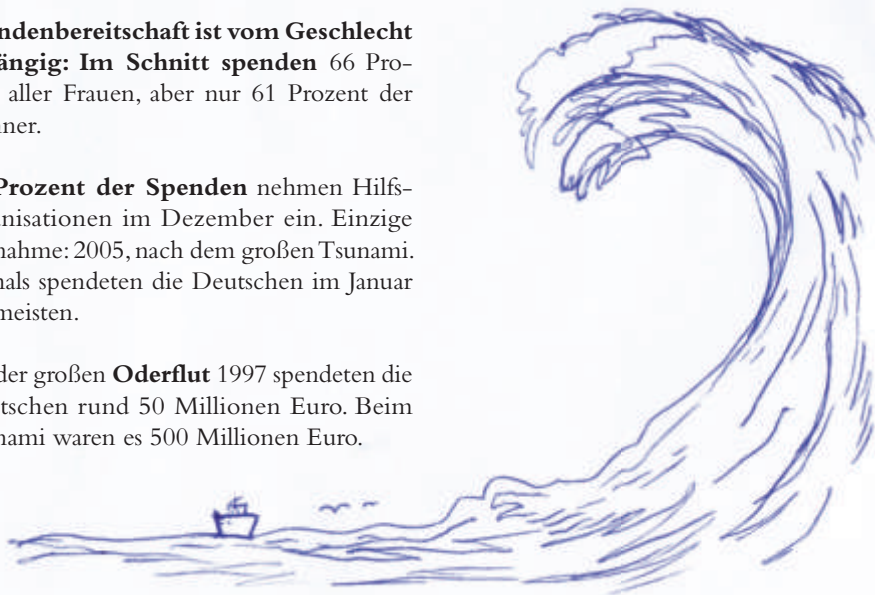
Die Zahl der Mädchen, die ein Freiwilliges Soziales Jahr (FSJ) absolvieren, steigt jährlich an. 2006 waren es 30 000, einge-

rechnet sind hier aber auch Jungen, die sich das FSJ als Zivildienst anrechnen lassen.

Spendenbereitschaft ist vom Geschlecht abhängig: Im Schnitt spenden 66 Prozent aller Frauen, aber nur 61 Prozent der Männer.

20 Prozent der Spenden nehmen Hilfsorganisationen im Dezember ein. Einzige Ausnahme: 2005, nach dem großen Tsunami. Damals spendeten die Deutschen im Januar am meisten.

Bei der großen **Oderflut** 1997 spendeten die Deutschen rund 50 Millionen Euro. Beim Tsunami waren es 500 Millionen Euro.



Staatliche Solidarität



Soll der Staat auf Leistung setzen oder sein Wesen eher auf Solidarität ausrichten? 52 Prozent der Deutschen geben der Solidarität den Vorzug, 26 Prozent finden eine Gesellschaft, in der Leistung zählt, wichtiger.

70 Millionen Bundesbürger sind gesetzlich krankenversichert, 8,5 Millionen privat, etwa 400 000 haben keine Versicherung. Sie müssen zur Not per Gesetz behandelt werden.

Einnahmen des Bundes aus der Sozialversicherung 2006: 487,5 Milliarden Euro. Ausgaben im gleichen Zeitraum: 467 Milliarden Euro.

Die Evangelische Kirche rechnet für 2007 mit Kirchensteuereinnahmen von 3,85 Milliarden Euro, die Katholische Kirche nahm 2006 4,252 Milliarden ein. Kirchensteuerpflichtig sind alle Arbeitnehmer, es sei denn, sie sind aus der Kirche ausgetreten. Die Kirchensteuer beträgt in der Regel neun Prozent der Lohn- und Einkommenssteuer. Der Staat zieht das Geld ein und behält davon noch einmal etwa drei Prozent selbst.



Solidaritätszuschlag

5,5 Prozent der Einkommenssteuer – so viel zahlen Arbeitnehmer jeden Monat an Solidaritätszuschlag. 2007 waren das etwa 12,1 Milliarden Euro, seit seiner Einführung 1991 insgesamt rund 165 Milliarden Euro. Viel Geld, mit dem jeder Einzelne hilft, den Aufbau der neuen Bundesländer mitzufinanzieren: für neue Straßen, Sanierung der Häuser, aber auch, um das Rentensystem der ehemaligen DDR an das Westniveau anzupassen. Doch das Geld aus dem „Solizuschlag“ fließt gar nicht unbedingt zweckgebunden. Ursprünglich wurde er eingeführt, um die Neuverschuldung nach der Wiedervereinigung

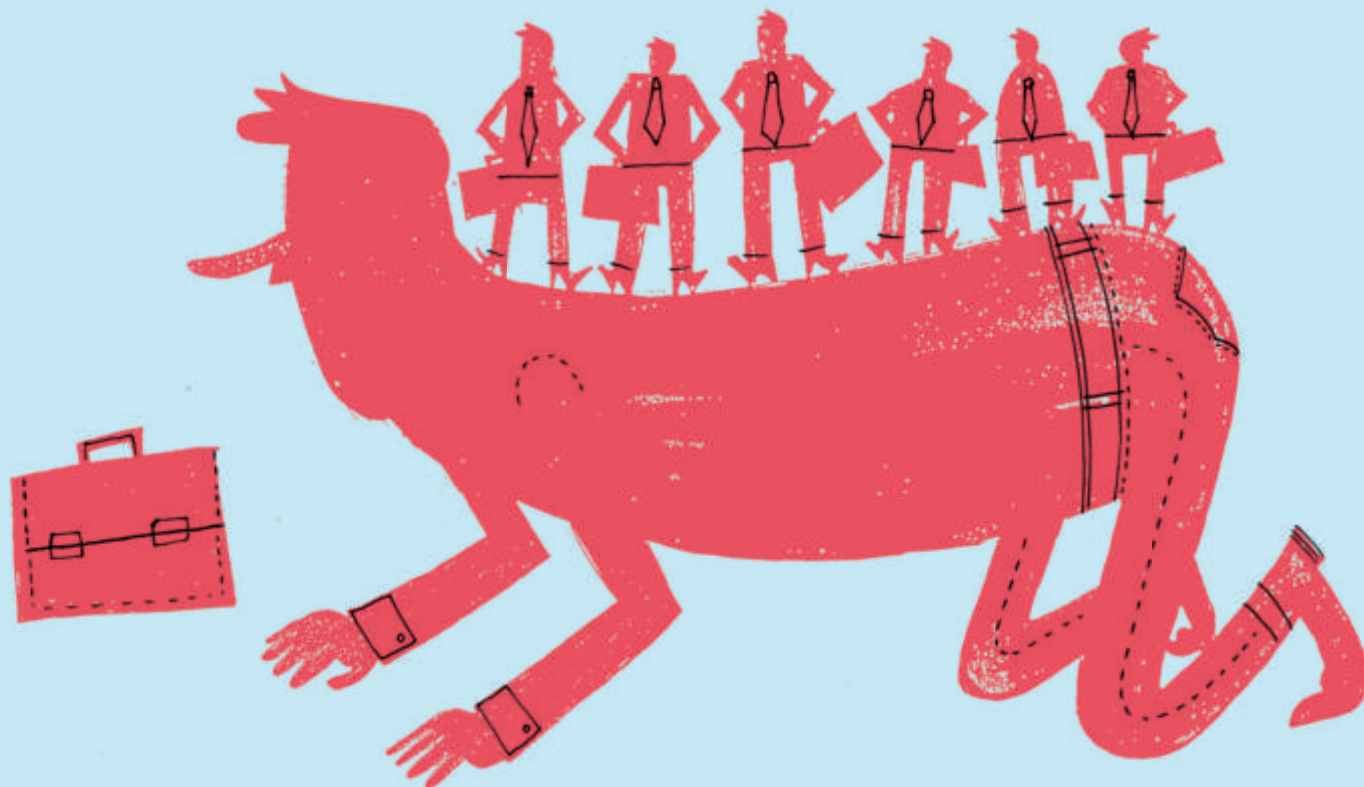


gering zu halten. 1993 wurde der Beitrag für zwei Jahre ausgesetzt, danach wurden für ein Jahr 7,5 Prozent der Einkommenssteuer dafür eingezogen, seit 1998 ist es bei den 5,5 Prozent geblieben. Wie lange es die Steuer – die übrigens ost- wie westdeutsche Arbeitnehmer zahlen müssen – noch geben wird, ist offen, denn Politiker streiten nach wie vor über ihre Verwendung. Fest steht dagegen: Dank der steigenden Konjunktur haben wieder mehr Menschen Arbeit, die wiederum mehr Einkommenssteuer bezahlen – und damit auch mehr Solidaritätszuschlag.

Wer trägt wen?

Das Sozialsystem ist ungerecht, glaubt der Wirtschaftsjournalist Michael Sauga – und erklärt Schritte zu mehr Gerechtigkeit.

Interview: Lisa Goldmann Illustration: Dirk Schmidt



Herr Sauga, in Ihrem Buch beschreiben Sie, dass Solidarität in Deutschland nicht mehr gut funktioniert.

Absolut. Das deutsche Sozialsystem ist extrem unsolidarisch! Die Grundbedingung für Solidarität, nämlich ein Gleichgewicht von Rechten und Pflichten für alle Menschen, ist absolut nicht gewahrt.

Inwiefern?

Was ich kritisiere, ist, wie dieses System finanziert wird – nämlich nur über die Arbeitnehmer, die Angestellten und Arbeiter. Die Beiträge für die Sozialversicherungen, also die Kranken-, Pflege-, Arbeitslosen- und Rentenversicherung, werden den Arbeitnehmern jeden Monat automatisch vom Lohn abgezogen. Das nennt sich dann Lohnnebenkosten.

Jetzt gibt es in Deutschland aber nicht nur Arbeitnehmer. Es gibt noch andere, privilegierte Gruppen, und die müssen diese Beiträge nicht zahlen. Denen wird nichts abgezogen, sondern sie zahlen freiwillig in private Versorgungssysteme ein, die nur ihnen offenstehen und die bessere Leistungen anbieten. Zu dieser Gruppe gehören die Freiberufler und die Selbstständigen, auch die Beamten und ironischerweise auch all die Arbeitnehmer, die gut bis sehr gut verdienen. Denn wer über einen bestimmten Lohn kommt, darf sich – zumindest teilweise – auch aus der gesetzlichen Vorsorge verabschieden und privat vorsorgen. Im Klartext heißt das: Das Sozialsystem, über das auch die Renten und das Arbeitslosengeld finanziert werden, wird

von schlecht bis mittel verdienenden Arbeitnehmern finanziert, während sich alle anderen aus dem System ausklinken können.

Aber die Arbeitgeber übernehmen einen Teil der Sozialversicherungskosten für ihre Angestellten. Was ist mit dem Arbeitgeberanteil?

Der ist nur Augenwischerei. Der Arbeitgeber rechnet alle Ausgaben, die er für eine Stelle hat, zusammen und daraus errechnen sich für ihn die tatsächlichen Kosten. Wohin das Geld geht, ist ihm egal. In der Rechnung des Arbeitgebers ist auch sein Anteil an den Sozialversicherungen einfach nur Teil des Lohns seines Angestellten. Er überlegt sich: Ist mir diese Arbeitsstelle diese Summe wert? Und wenn nicht, wird die Stelle gestrichen.

Dashört sich alles nach einer Zweiklassen-gesellschaft an.

Ist es auch. Die Mittelschicht zeigt sich mit der Unterschicht solidarisch, während sich die Oberschicht nur selbst finanziert, was natürlich viel einfacher ist. Die Ausgaben für Arbeitslose, chronisch Kranke und Pflegebedürftige und die Renten – das alles wird finanziert über die kleinen Angestellten, die Busfahrer, die Menschen am Fließband.

Aber das Sozialsystem hat doch lange gut funktioniert und hatte auch lange Vorbildcharakter. Was ist passiert?

Es war von Anfang an falsch, das System so zu konstruieren, dass die Beiträge über Abzüge vom Arbeitslohn finanziert werden. Aber solange es genug Nachwuchs gab und genug Arbeitsplätze, hat es funktioniert. Als die geburtenstarken Jahrgänge der Fünfziger- und Sechzigerjahre auf den Arbeitsmarkt strömten, gab es genug Arbeitnehmer, die für das nötige Beitragsaufkommen sorgten. Nur ist die Bevölkerungsentwicklung inzwischen eine ganz andere. Es gibt weniger Nachwuchs, also auch weniger Arbeitnehmer. Außerdem sind durch die relativ schlechte wirtschaftliche Lage und auch durch die Globalisierung in den letzten Jahren Stellen abgebaut oder ausgelagert worden. Weniger Arbeitnehmer in Festanstellungen – das heißt auch, dass das Sozialsystem von immer weniger Menschen finanziert wird. Und die Anforderungen dieses Systems werden sicher nicht weniger, schon allein durch die vielen Arbeitslosen und Rentner. Noch geht das relativ gut, die Menschen, die in den Fünfziger- und Sechzigerjahren geboren wurden, arbeiten noch – aber in zwanzig Jahren, wenn sie in Rente sind, sieht das ganz anders aus.

Was wäre Ihre solidarischere Alternative zum jetzigen Sozialsystem?

Man muss die Lasten für die Geringverdiener vermindern. Und die heute besser gestellten und privilegierten Bevölkerungsteile müssen in die Pflicht genommen werden. Sie müssen sich am Solidaritätsprinzip beteiligen. Wir brauchen eine Art Bürgerversicherung bzw. Erwerbstätigenversicherung für die Rente, in die alle einzahlen. Dasselbe gilt für die Krankenversicherung. Die Trennung zwischen privater und gesetzlicher Krankenversicherung muss aufgehoben werden. Dasselbe gilt für die Pflegeversicherung. Die Lohnnebenkosten müssen gesenkt werden und unsere Sicherungssysteme dafür viel mehr über Steuern finanziert werden, die

von allen bezahlt werden, nicht nur von den Arbeitnehmern. Die skandinavischen Länder sind da ein gutes Vorbild. Grob gesagt: Alle zahlen in denselben Topf ein und alle bekommen auch aus demselben Topf wieder heraus.

Das hört sich ziemlich einfach und logisch an. Warum wird das nicht schon längst so gemacht?

Die Wahrheit ist: Man macht es nicht, weil man damit ganz bestimmten Gruppen erhebliche Einbußen zumuten würde. Das sind die privilegierten Gruppen, die natürlich auch großen Einfluss auf die Politik haben. Und die Politiker scheuen sich davor, sie zu verprellen. Außerdem lassen sich Steuererhöhungen immer schlecht verkaufen, auch wenn man dafür die Lohnnebenkosten senkt.

Politiker reden oft über Solidarität: Solidarität zwischen den Generationen, den Starken und den Schwachen oder Frauen und Männern. Und dann tref-

»Der Beitragszahler wird für dumm verkauft.«

fen sie Entscheidungen, die der Solidarität offenbar zuwiderlaufen. Warum?

Die Politiker schmücken sich wahnsinnig gern mit dem Begriff der Solidarität, er ist positiv besetzt, da widerspricht erst mal niemand. Wenn es aber darum geht, wirklich Solidarität durchzusetzen, heißt das auch, dass man die Bessergestellten zur Solidarität mit den Ärmeren und Schwächeren zwingen muss. Und das bedeutet, dass die Unternehmer, die Beamten und die Besserverdiener stärker belastet würden. Das gefällt denen natürlich nicht. Zudem haben sie einen relativ hohen Einfluss auf die Politik. Zum Beispiel sind ein Großteil der Abgeordneten im Deutschen Bundestag selbst Beamte oder Freiberufler.

Können Sie ein Beispiel für solch eine halbherzige Reform nennen?

Die Gesundheitsreform, die die Große Koalition verabschiedet hat, sieht unter anderem sogenannte Mutter-Kind-Kuren vor. Gestresste Mütter dürfen drei Wochen mit ihren Kleinen in einer Kurklinik Ferien machen und sich erholen. Da gab es erst mal Lob von allen Seiten. Klar, dass man sich mit den Müttern und Kindern solidarisch erklärt. Doch nun wird diese Kur über die gesetzliche Krankenversicherung finanziert. Das ist Unsinn.

Die Mütter sind doch nicht krank. Die Kur ist eine zu begrüßende Unterstützung für die, die den Nachwuchs unserer Gesellschaft großziehen. So etwas muss über Steuern finanziert werden. Das wäre aber schon wieder zu unpopulär. Also quetscht man die Kosten einfach auf die lange Liste der Dinge, die von der Versicherung gezahlt werden, der einfache Arbeitnehmer – und nur er – kommt dafür auf. Er hat ja keine Wahl, und es wird schon nicht groß auffallen. Ein weiteres Beispiel dafür, dass der Beitragszahler für dumm verkauft wird.

Was würden Sie jungen Menschen raten, die gerade mit der Ausbildung fertig sind und jetzt einen Job suchen?

Wenn ich zynisch wäre, würde ich allen raten, bloß keine Festanstellung anzunehmen, sondern freiberuflich zu arbeiten, sich selbstständig zu machen oder Beamter zu werden. Eines ist auf jeden Fall wichtig: unbedingt privat Vorsorge zu treffen. Die, die jetzt ins Berufsleben eintreten, werden von der gesetzlichen Rente nicht mehr viel rausbekommen. Und natürlich kann ich nur empfehlen, sich zu engagieren und für einen Umbau des Sozialsystems zu kämpfen.

Wie sieht es denn außerhalb der Sozialsysteme aus, wird das solidarische Klima in Deutschland immer kälter?

So würde ich das nicht sehen. Ich glaube, dass in Deutschland im Bereich der nicht-staatlichen Wohlfahrtssysteme, von Seiten der Kirchen, Vereine und auch von Privatleuten, nach wie vor sehr viel passiert. Zum Glück, denn an vielen Stellen versagen die Sozialsysteme heute schon, werden die wirklich Bedürftigen nicht mehr von den Sozialleistungen erreicht. Ein Staat kann aber auch nicht alles an Hilfe für Bedürftige allein stemmen, das muss man auch sehen. Viele Menschen haben da überzogene Vorstellungen, was ein Staat alles leisten kann. Wir werden immer auch auf nicht-staatliche Solidaritätsagenturen angewiesen sein, auf die Kirchen, Vereine und auch auf die Solidarität des Einzelnen.



Michael Sauga, 48, ist Redakteur beim Nachrichtenmagazin »Spiegel«. Zuletzt von ihm erschienen: »Wer arbeitet, ist der Dumme. Die Ausbeutung der Mittelschicht« (Piper Verlag).

Starke Gemeinschaften

Solidarität zu leben ist besser, als nur davon zu träumen. Sechs Geschichten von Menschen, die sich entschieden haben zu helfen.

Die Besucherin



»Etwas tun, das nicht nur mir was bringt«: Studentin Sophie Schieler mit Margarete Hain.

Die 25-jährige Studentin Sophie Schieler und Margarete Hain, 85, haben sich über den Verein Freunde alter Menschen kennengelernt. Der Verein führt Freiwillige mit älteren Menschen zusammen, um sie ein Stückchen aus der Einsamkeit herauszuholen.

Sophie: „Den Verein Freunde alter Menschen kenne ich über eine Freundin. Es ist eine schöne Aufgabe, etwas mit alten Leuten zu unternehmen. Ich bin gern mit ihnen zusammen, denn es gefällt mir, wenn sie mir von früher erzählen. Und ich wollte etwas tun, das nicht nur mir etwas bringt oder meinem eigenen Spaß dient. Außerdem treffe ich so auch auf Menschen, die ich sonst

nie kennenlernen würde. Leider haben viele dieser alten Leute keine Chance auf soziale Kontakte, auch weil sie oft körperlich eingeschränkt sind. Und damit sie nicht mehr so einsam sind, hilft der Verein dabei, ihnen persönliche Kontakte für Unternehmungen oder Gespräche zu vermitteln. Mein Engagement ist eine kleine, praktische Anwendung von Solidarität. Es wäre schön, wenn mehr junge Leute den Alten helfen würden. Vermutlich glaubt man in unserer Gesellschaft, dass die Senioren von einer guten Infrastruktur wie von Heimen oder Pflegediensten aufgefangen werden. Doch das ist nicht genug. Frau Hain habe ich letzte Woche zusammen mit der Koordinatorin des Vereins zum ersten

Mal getroffen. Ich war ganz schön nervös. Erst war es ein komisches Gefühl, in eine fremde Wohnung zu kommen, eine fremde Frau zu treffen – und das mit der Vorstellung, dass so etwas wie Freundschaft entstehen wird. Wir haben geplaudert und Tee getrunken. In Zukunft wollen wir zusammen Ausstellungen besuchen. Morgen geht es los.“

Margarete Hain: „Ich freue mich sehr auf morgen und bedaure, dass ich allein nicht mehr aus dem Haus gehen kann. Da ich Parkinson habe, kann ich nur in Begleitung vor die Tür und muss einen Gehrollator benutzen. Früher, als ich noch keine Hilfe brauchte, habe ich viele Ausstellungen besucht. Auf meinen Reisen habe ich jedes Museum und Schloss besichtigt. Aber um heute das kulturelle Angebot zu nutzen, dafür habe ich leider niemanden. Meine Verwandten leben in Westdeutschland, meine Pflegerin hat nur ab und zu Zeit. Ich wünsche mir, wieder Ausstellungen zu besuchen, vielleicht auch mal ins Kino zu gehen. Das sind so Wunschträume von mir. Deshalb habe ich den Verein Freunde alter Menschen angerufen. Als ich Sophie über den Verein kennenlernen konnte, hab ich mich einfach überraschen lassen. Ich weiß vom ersten Moment an, ob mir jemand sympathisch ist oder nicht. Und Sophie ist mir sehr sympathisch. Junge Menschen, die sich für so etwas hergeben, bewundere ich. Und nur alte Leute treffen will ich nicht. Die reden immer nur über Krankheiten. Morgen gehen Sophie und ich in zwei Fotoausstellungen, die ich in der Zeitung entdeckt habe. Ich schneide oft die passenden Artikel heraus. Mich interessiert eine Menge. Bis zu seinem Lebensende kann man immer neue Sachen erfahren.“

Frauکه Poganatz

✳ www.freunde-alter-menschen.de

Die Verwandlerin



»Solidarisch mit Menschen, denen es ähnlich geht wie mir«: Isabell Graf, 18, in ihrem Klassenzimmer.

Isabell Graf, 18, wohnt in einem Wohnprojekt für Bi-, Trans- und Homosexuelle in Erfurt – und betreibt mit Freunden ein Internetforum für Transsexuelle.

„Ich muss mich nicht erklären. Wenn mich jemand danach fragt, dann werde ich es nicht leugnen. Aber ich stelle mich jetzt in der Schule auch nicht hin und sage: Hört mal her, ich bin transsexuell. Es hat mich bisher auch noch niemand danach gefragt, obwohl ich schon mal im Fernsehen zu sehen war, in einer Dokumentation über Rollenbilder. Ich habe es schon recht früh gemerkt, dass ich im falschen Körper geboren wurde, ungefähr mit zehn Jahren. Ich bin jetzt 18, jetzt darf ich die geschlechtsangleichende Operation machen. Es gibt nicht sehr viele Transsexuelle, die Zahlen schwanken in Deutschland zwischen 1500

und 6000. Aber in der Gesellschaft wird das Bild über uns bestimmt von älteren Transsexuellen, mit denen ich eigentlich nichts zu tun habe, 50- bis 60-jährige Gesichtsgranaten. Junge Transsexuelle haben ganz andere Interessen. Die meisten von uns wollen zum Beispiel, dass es schnell vorangeht mit der Geschlechtsangleichung, die Älteren haben es da oft nicht so eilig.

Dafür braucht man viel Mut, und es ist wichtig, sich nicht allein zu fühlen. Ich habe deshalb mit einigen Freunden ein Internetforum für junge Transsexuelle aufgemacht, das erreicht viele und kostet nicht viel Geld. Mittlerweile hat das Portal fast 300 Mitglieder. Es geht viel um medizinische Dinge, wir tauschen Erfahrungen aus, aber wir machen auch viel Small Talk. In Erfurt wohne ich in einem Haus, das betreutes Wohnen für Bi-, Homo-

und Transsexuelle anbietet. Einige der Mitbewohner kommen vom Land, wo man oft Probleme bekommt, wenn man sich outet. Mein Bekanntenkreis besteht nicht nur aus Trans- oder Homosexuellen, für mich zählt allein der Mensch. Aber ich fühle mich natürlich solidarisch mit Menschen, denen es ähnlich geht wie mir: In meiner Schule gibt es einen, von dem alle wissen, dass er schwul ist. Es werden oft Späße über ihn gemacht, er geht das Ganze auch recht offensiv an. Ich würde ihm gern helfen, aber ich fühle mich nicht in der Position dazu. Ich glaube, er will meine Hilfe nicht.“ *Christoph Leischwitz*

✦ www.young-t.de

📧 www.fluter.de/lesen – Am runden Tisch: Immer mehr junge Menschen leben wieder in Wohngruppen.

Die Genossen



Die Klassen stehen hinter ihnen: Susanne Loesch und ihre vier Kinder. Eltern zahlen 50 Euro und sind damit Teilhaber der Schule.

Susanne Loesch, 46, aus Wörth ist ehemalige Vorsitzende des Schullelternrats der genossenschaftlichen Eichenschule.

„Alle Eltern sind ‚Genossen‘, es ist unsere Schule. Wir sind Kunden und Eigentümer. Jeder kann sich selbst einbringen, die Schule gestalten und versuchen, sie ein bisschen besser zu machen. Der Gedanke ist aus der Gründerzeit im Jahr 1947 geblieben: Wenn ich etwas allein nicht schaffe, machen wir das zusammen. Vor sechzig Jahren dachten sich ein Dutzend Landwirte in und um Scheeßel: Für eine gute Schulbildung sollten unsere Kinder nicht länger ins rund fünfzig Kilometer entfernte Bremer Internat fahren müssen. Die Familien eröffneten ihr eigenes privates

Gymnasium im Ort. In den Sechziger- und Siebzigerjahren war alles ‚Genossenschaftliche‘ ein bisschen verpönt, als sozialistisch und kommunistisch verschrien. Dadurch geriet der Gedanke in den vergangenen Jahrzehnten in Vergessenheit. Bei der Entwicklung des Schulprogramms achten wir heute darauf, dass die Genossenschaftlichkeit der Eichenschule auch im Unterricht erlebt und wahrgenommen werden soll.

Die Rechtsform der Genossenschaft hat sich für die Scheeßeler bewährt und trägt ihre Schule bis heute erfolgreich. Die Privatschule ist staatlich anerkannt, mehr als tausend Jungen und Mädchen lernen hier, obwohl mittlerweile andere staatliche Gymnasien in der Nähe sind. Zur Gründungszeit zahlte je-

des Mitglied einen Genossenschaftsanteil von rund 100 Mark, das war damals nach dem Krieg eine große Kapitaleinlage. Heute gibt jede Familie symbolisch einmal 50 Euro, egal wie viele ihrer Kinder in die Schule gehen. Damit sind alle Teilhaber und haben in den Gremien Mitspracherecht. Das ist für Schulleiter Ralf Goebel natürlich nicht immer leicht, alles unter einen Hut zu bringen. Der Schullelternbeirat und die Schulleitung versuchen aber immer, Probleme gemeinsam zu lösen. Das Engagement bei Elternstammischen und in der Elternvertretung ist sehr hoch. Für drei Jahre wählen die Mitglieder einen Vorstand aus ihren Reihen, der die Schule ehrenamtlich führt. Der jetzige Vorsitzende ist gelernter Kaufmann und hat die

Schule schon durch einige Ebben in der Bildungskasse des Staates hindurchgeschifft.

Dass sich die Genossenschaft ihre Lehrer selber aussuchen darf, ist wohl der größte Vorteil gegenüber staatlichen Schulen. Die rund siebenzig angestellten Pädagogen verdienen zwar weniger als ihre verbeamteten Kollegen, aber sie werden dafür nicht einfach versetzt. Und besonders engagierte Arbeit wird dank des Qualitätssicherungsmanagements mit mehr Geld belohnt – das motiviert. Das Land zahlt der Schule pauschal entsprechend der Schülerzahl einen Betrag, der die Personalkosten decken soll.

Das Schulgeld allein reicht für die Aufrechterhaltung des Schulbetriebs nicht aus. Monatlich 82 Euro zahlen Eltern derzeit pro Mädchen und Junge. Meine Tochter Beate ist schulgeldbefreit, wie jedes vierte Kind einer Familie. Wenn nötig, wird der Beitrag alle paar Jahre den wachsenden Lebenshaltungskosten um wenige Euro angepasst. Andere Privatschulen verlangen bis zu 5000 Euro und mehr pro Monat. Dank des Schulgeldes haben wir einige Freiheiten. In Niedersachsen wurde in den achten Klassen der Mathematikunterricht von vier auf drei Stunden gekürzt, wir haben das aus eigener Tasche wieder aufgestockt. Arbeitslose Eltern bekommen den monatlichen Beitrag erlassen. Am Geld soll die Bildung nicht scheitern.

Nach dem Schulabschluss können die Mitglieder den Genossenschaftsbeitrag zurückbekommen. Die meisten verzichten darauf. Sie wollen die Schule weiter unterstützen. Eine staatliche Schule in Scheeßel wäre kostenlos, aber nicht so lokal verwurzelt. Das überdurchschnittliche Engagement hat schon sehr viel bewegt.

Zum sechzigsten Geburtstag der Schule haben Lehrer, Schüler und Eltern einen Pausengarten alternativ zum Asphalthof geschenkt. Eltern spendeten dafür. Alle arbeiteten mit. So entstand auch die Cafeteria. Mehr als die Hälfte der 2,5 Millionen Euro für unsere neue Turnhalle konnten wir durch gutes Wirtschaften, Sponsoren und Schulgeld aufbringen, der Rest waren Zuschüsse. Als Nächstes ist der Ausbau der Naturwissenschaften, Musik und Kunst für rund 3,5 Millionen Euro geplant. Wenn wir es uns leisten können, setzen wir solche Projekte sofort um.“

Patricia Dudeck

★ www.eichenschule.de

Der Tauscher

Thomas Rausch, 50, ist seit acht Jahren Mitglied im »Kreuzberger Tauschring«.

„Ganz ohne Geld zu leben, das habe auch ich noch nicht geschafft. Aber für viele Dinge bezahle ich nicht mit Euro, sondern mit meiner eigenen Arbeit. Erst kürzlich habe ich mal wieder Fotos von mir und meiner Freundin bei einer professionellen Fotografin machen lassen. Das ist ja normalerweise sehr teuer, aber nicht für mich. Ich bezahle nichts, helfe dafür aber anderen Menschen beim Umzug, repariere ihr Fahrrad oder erledige einfache Handwerksarbeiten. Diesen Austausch von Dienstleistungen ermöglicht mir der ‚Kreuzberger Tauschring‘. Vor acht Jahren erzählte mir eine Bekannte von solchen Tauschgemeinschaften, von denen es mehr als 300 in Deutschland gibt. Ich war sofort begeistert.

In Kreuzberg, wo ich lebe, sind wir mittlerweile über 350 Mitglieder. Der Tauschring ist ein richtiges Netzwerk. In Annoncen des *„Straßenkreuzers“* – so heißt unsere eigene Zeitung – und auf monatlichen Tauschrausch-Treffen bietet jeder an, was er besonders gut beherrscht. Im Gegenzug holt man sich Hilfe bei Dingen, die man allein nicht kann. Es gibt viel Praktisches wie Umzugshilfe oder Elektroarbeiten, aber auch Massagen, Kuchenbacken und Exotisches wie ‚Ich höre eine Stunde zu‘. Und es gibt eine eigene Währung: Sie heißt ‚Kreuzer‘. Damit können wir die Dienstleistungen indirekt tauschen. Das Prinzip ist ganz einfach: Für eine Stunde Arbeit erhält man bei uns per Quittung 20 Kreuzer, die man dann bei einem anderen Mitglied einlösen kann. Eine Stunde Fußbodenschleifen zählt dabei genauso viel wie eine Stunde den Hund spazieren zu führen. Denn hinter dem Tauschring steht ein sozial-reformerischer und solidarischer Grundgedanke: Nicht das soziale Prestige einer Arbeit ist entscheidend, sondern die darauf verwendete Lebenszeit. Statt betriebswirtschaftlich nur an den eigenen Profit zu denken, sollen alle gleichermaßen profitieren.

Der Kreuzberger Tauschring ist der älteste und größte in Berlin, er wurde 1995 gegründet. Die ursprüngliche Idee reicht ins Mittelalter zurück, wurde dann aber vergessen.

Einer der Gründerväter des modernen Tauschrings ist Michael Linton. Er hat die Idee mit Local Exchange Trading Systems (LETS) wiederbelebt. Weil in den Großstädten heute immer mehr Menschen ohne Familie oder Kontakte zu Nachbarn leben, haben Tauschringe wieder Zulauf. Vielleicht hat es aber auch mit Hartz IV zu tun.

Durch den Tauschring kann man seinen Lebensstandard verbessern. Ich bin Chemielaborant, habe aber seit einigen Jahren keine geregelte Arbeitsstelle mehr. Trotzdem muss ich auf nichts verzichten: Ich habe einen Friseur, eine Schneiderin und auch einen Computerexperten, der mir meinen PC auf den neuesten Stand bringt. Am wichtigsten sind für mich aber die Kontakte: Wer hier aktiv ist, lernt viele nette Leute kennen. Gestern habe ich einen Duschvorhang montiert. Jetzt wechsle ich meine Kreuzer bei der Tischlerin Birgit ein. Sie hilft mir, ein CD-Regal für mein Wohnzimmer zu bauen. Nur zum Doktor muss ich noch ganz regulär gehen. Denn leider machen kaum Ärzte bei uns mit.“

Tina Hüttl

★ www.kreuzberger-tauschring.de



Duschvorhang gegen CD-Regal: Thomas Rausch mit der Tischlerin Birgit.

Die Feuerwehrmönche



Zwei Mönche in Berufskleidung: Bruder Anno (links) und Bruder Daniel im Feuerwehrhaus.

Bruder Anno, 58, ist Benediktinermönch und Kommandant der Freiwilligen Feuerwehr in St. Ottilien in Oberbayern.

„Wir sind beides, Benediktinermönche und Feuerwehrmänner. Manchmal müssen wir auch recht schnell zwischen dem einen und dem anderen wechseln. Und es ist auch schon passiert, dass wir in der Gebetsstunde saßen und der Feuerwehrpiepser ging los. In so einem Fall gehen wir ganz langsam und andächtig aus der Klosterkirche. Erst wenn wir draußen sind, laufen wir los. Vom Kloster zum Feuerwehrhaus sind es vielleicht 200 Meter, und die Feuerwehruniformen anzuziehen dauert nicht einmal eine Minute.

Die Feuerwehr hier in St. Ottilien hat gerade den hundertsten Geburtstag gefeiert. Anfang 1906 hatte es im Klosterareal gebrannt. Gleich danach wurde unsere Feuerwehr gegründet. Eigentlich sind wir eine ganz normale Feuerwehr, wir haben einmal im Monat eine

große Übung, und wir machen regelmäßig Leistungstests. Wir sind auch nicht nur für das Kloster zuständig, wir helfen regelmäßig im Umland aus. Ein paar Kilometer entfernt verläuft die Lindauer Autobahn, und dort sind wir auch für einen Teilabschnitt zuständig. Die meisten Einsätze bestehen darin, Unfallstellen zu sichern. Feuerwehrmann zu sein bedeutet zu helfen, und ich finde, dass dieser Teilberuf gut zu unserem Dasein im Kloster passt. Unser Wahlspruch lautet: Gott zur Ehr, dem Nächsten zur Wehr.

Als Mönche könnten wir auch am Unfallort Seelsorge betreiben, doch das ist noch nicht oft vorgekommen. Ich habe es aber schon erlebt, dass Menschen gestorben sind. Es ist schlimm, wenn man zu Einsätzen fährt, bei denen man nicht mehr helfen kann. Da wird jemand aus seinem Auto geschnitten, das kann Stunden dauern. Endlich könnte man ihn verarzten, und dann stirbt er. Das ist schwer zu ertragen. Zum Glück kommt das immer

seltener vor: Auf der Autobahn wurde eine Geschwindigkeitsbegrenzung eingeführt, seitdem passieren weniger schwere Unfälle. Im Jahr 2007 hatten wir ein gutes Dutzend Einsätze. Aber ich finde es schon ein wenig enttäuschend, wie unsolidarisch sich manche Menschen verhalten. Mit unserem Löschfahrzeug können wir maximal 90 km/h fahren. Aber selbst wenn wir mit Blaulicht unterwegs sind, werden wir ständig überholt. Die Menschen haben es alle so eilig.

Jeder Bruder, der neu zu uns kommt, kann der Feuerwehr beitreten. Zurzeit sind wir gut hundert Mönche, bei der Feuerwehr sind wir derzeit 16 Mann. Diejenigen, die dabei sind, machen es – glaube ich – teilweise aus Pflichtgefühl und teilweise deshalb, weil sie helfen wollen. Aber wir könnten durchaus ein paar mehr sein.“

Christoph Leischwitz

📧 www.fluter.de/lesen – Um Gottes willen: Warum uns Religionen solidarischer machen.

Der Mobbing-Gegner

Alexander Hemker, 16, besucht die zehnte Klasse eines Gymnasiums in Hamburg und betreibt mit einem Freund seit Anfang des Jahres ein Internetportal für Mobbingopfer.

„Früher wurde ich selbst lange gemobbt, weshalb ich die Schule wechseln musste. Das Portal habe ich gegründet, damit ich anderen Betroffenen mit meinen Erfahrungen helfen kann. Mir selbst hat das Schreiben in dem Forum sehr weitergeholfen. So konnte ich meine Aggressionen rauslassen. Heute muss ich das zum Glück nicht mehr und kann anderen Betroffenen Tipps geben. Es hilft den Mobbingopfern schon sehr, wenn sie im Forum jemanden finden, der sich mit ihnen auseinandersetzt. Wenn man sieht, dass man nicht der einzige Betroffene ist, dann macht einen das stärker. Man merkt, dass anderen Menschen Ähnliches passiert ist und sie es überstanden haben. So können Mobbingopfer durch das Forum einen Ausweg finden. Es gab zum Beispiel einige Betroffene, die die Schule gewechselt haben, nachdem ihnen das User auf unserer Seite empfohlen haben. Auf schueler-gegen-mobbing.de gibt es zwar keine professionelle Hilfe, aber ab und zu schreiben auch Psychologen im Forum.

Es haben sich inzwischen etwa 600 Personen angemeldet, bis heute wurden fast 6500 Beiträge im Forum geschrieben. Hauptsächlich besuchen Schüler die Seite, aber auch Eltern und Lehrer, die sich für das Thema interessieren. Die meisten der Nutzer haben Erfahrung mit Mobbing gemacht. Andere schreiben, weil sie einfach Verständnis für die Situation der Mobbingopfer haben. Teilweise werden hundert Beiträge am Tag geschrieben.

Es hat mich anfangs erstaunt, wie stark das Angebot genutzt wird. Es war mir überhaupt nicht bewusst, wie viele Jugendliche von Mobbing betroffen sind. Obwohl wir noch ein sehr junges Projekt sind, sind wir heute schon eines der größten Foren zu diesem Thema in Deutschland.

Trotzdem verlangen wir für unser Angebot kein Geld. Alle Personen mit Internetzugang sollen die Seite voll nutzen können. Und inzwischen kommen ja fast alle Schüler ins Internet. Ein Vorteil unserer Seite ist, dass die Nutzer ihre persönlichen Daten nicht preis-



Seinetwegen trauen sich manche, die Schule zu wechseln: Alexander Hemker auf einer Bank an der Außenalster in Hamburg.

geben müssen. So können sie anonym schreiben. Andere Personen, die möglicherweise nach ihnen auf der Seite Ausschau halten, können sie nicht finden. Das gibt den Betroffenen Sicherheit und baut auch die Hemmungen ab, über ihre Erfahrungen zu berichten. Bisher haben wir nur positive Rückmeldungen von den Nutzern bekommen. Die finden es auch gut, wie offen ich mit dem Thema Mobbing umgehe und dass ich mit meinem Wissen anderen Menschen helfe. Ein

Freund von mir hilft beim Programmieren, inhaltlich kümmere ich mich aber weitgehend allein um die Seite. Weil das Portal so erfolgreich ist, muss ich immer mehr Zeit damit verbringen, inzwischen bis zu vier Stunden pro Woche. Das ist aber kein Problem für mich, weil es mir wirklich Spaß macht, Mobbingopfer zu unterstützen.“

Moritz Schröder

★ www.schueler-gegen-mobbing.de



Weltmeister der Herzen

Auf den Spuren eines neuen,
globalen Solidaritätsgefühls.

Text: Anne Ameri-Siemens




Foto: Gordon Welters / laif

Daniel Eichler kämpft für grenzüberschreitende Solidarität. Er erklärt das ohne Pathos, ruhig und ernst. Das sei die Zukunft solidarischen Handelns. „Nationalstaaten erkenne ich nicht als gegeben an“, sagt er. Die Grenzziehung zwischen Staaten und damit zwischen Menschen sei künstlich. „Wir alle sollten die gleichen Rechte haben.“ Und gleiche Chancen. Daniel – groß gewachsen und schlaksig, blonder Pferdeschwanz, 19 Jahre alt und im Abschlussjahr des Gymnasiums – engagiert sich seit einem Jahr in der globalisierungskritischen Organisation Attac und deren Jugendorganisation Noya (network of young altermondialists). Für das Interview ist er von Aschaffenburg ins Bundesbüro von Attac nach Frankfurt am Main gekommen. Er sitzt im Konferenzraum vor einer Wand, die mit Veranstaltungsplakaten beklebt ist und dem nüchternen Raum etwas Farbe gibt, und berichtet vom G8-Gipfel in Heiligendamm im Juni 2007: „Was mich dort in meinem Engagement bestärkt hat, waren die Erfahrungen in den Camps. Dass ein anderes Leben möglich ist – weg von dieser neoliberalen, egoistischen Gesellschaft. Das war ja eine kleine Gesellschaft in den Camps, dort wurde solidarisch geteilt, dort war ein schönes Zusammenleben ohne Egoismus möglich.“ Das will er, rund um die Welt.

Mit seinem globalen Solidargefühl ist Daniel Eichler nicht allein. Attac zählt in Deutschland heute knapp 20 000 Mitglieder, sagt Sue Dürr, 72, eine der Mitbegründerinnen der Organisation in Deutschland. Attac wurde hier im Jahr 2000 ins Leben gerufen, zwei Jahre nach Gründung der Organisation in Frankreich. Tendenz der Neu-Mitgliederzahl seit dem Jahr 2000 immer steigend. Vor allem in den Monaten vor dem G8-Gipfel in Heiligendamm, so Sue Dürr. Auch wenn man auf die Spendenbereitschaft in Deutschland blickt, ist das Ziel solidarischen Handelns für viele Menschen längst nicht mehr allein die eigene Gesellschaft.

Was die Höhe der Spendenaufkommen betrifft, ragen bei allen Nothilfeorganisationen die Jahre 2004 und 2005 heraus: die Jahre der Naturkatastrophen Tsunami und des Erdbebens in Pakistan. Was auch an der hohen medialen Aufmerksamkeit lag, erklärt Caritas-Pressereferent Achim Reinke. 2004 kamen Caritas international 23,5 Millionen Euro zu, im Jahr 2005 76 Millionen Euro. Ärzte ohne Grenzen wurden 2005 67,6 Millionen Euro



gespendet. Doch auch in „normalen Spendenjahren“, wie Achim Reinke sagt, steigt in Deutschland das Spendenaufkommen. Bei Ärzten ohne Grenzen von 16,7 Millionen (2003) auf 30,8 Millionen Euro (2006). Daneben steigen die Spendeneingänge auch bei vielen anderen Organisationen und Stiftungen wie bei Menschen für Menschen, der Welthungerhilfe oder dem Kinderhilfswerk Terre des Hommes. Dazu kommen Konzertveranstaltungen wie Live Earth und Internet-Petitionen – in unterschiedlichster Form wird Solidarität heute gezeigt.

Bemerkenswert ist, dass die traditionellen Solidaritätsagenturen in der Bundesrepublik dagegen an Zuspruch einbüßen. An allererster Stelle der Staat, der sein Sozialsystem abbaut – was nicht nur Widerstand, sondern auch Beifall findet. Und traditionelle Institutionen wie Gewerkschaften und Kirchen verlieren jedes Jahr Mitglieder. Sicher, seit Joseph Ratzinger als Papst Benedikt XVI. Oberhaupt der römisch-katholischen Kirche wurde, ist die Zahl der Austritte aus der katholischen Kirche gesunken – 2005, im Jahr seines Amtsantritts, lag sie bei 89 565. Doch in den vierzehn Jahren zuvor waren bereits Millionen Menschen ausgetreten, jedes Jahr mehr als hunderttausend, manchmal weit mehr.

Die Veränderung im Solidarverhalten – wie Statistiken sie zeigen – hat, so Ulrich Steinvoth, auch mit dem veränderten Verständnis von Solidarität zu tun. Steinvoth ist Professor für angewandte Philosophie an der Universität Hamburg und beschäftigt sich mit Fragen der Verteilungsgerechtigkeit und Solidarität. „Heute versteht man unter solidarischem Handeln etwas anderes als noch vor einigen Jahrzehnten“, erklärt er, „Solidargemeinschaften waren früher Gesellschaften, die nach Tod, Unfall oder Unglück eines Mitglieds für den Lebensunterhalt seiner Familie oder auch die Schulden des Mitglieds einsprangen.“ Dazu waren die Mitglieder durch Vertrag oder Geburt rechtlich verpflichtet. „Heute haben die Aufgaben solcher Gemeinschaften Versi-

cherungen und der Sozialstaat übernommen“, erklärt Steinvoth. „Solidarität wird heute fast nur noch als etwas verstanden, was man gegenüber Individuen oder Gruppen übt oder empfindet, gegen die man gerade keine Rechtspflichten hat. Sie ist ein freiwilliges Engagement für Menschen oder eine Sache, das nicht unmittelbar dem eigenen Vorteil dient.“ Dass sich das Feld möglicher Ziele unserer Solidarität verändert hat, sich Menschen also zunehmend für andere rund um die Welt einsetzen, habe damit zu tun, dass „die Globalisierung unseren Gesichtskreis erweitert hat“. Das veränderte Verständnis von

»Das Gefühl, zu einer bestimmten Klasse zu gehören, hat nachgelassen. Das wird als Verlust von Sicherheit empfunden.«

Solidarität – freiwilliges Engagement für Menschen, denen man nicht verpflichtet ist – sei nicht nur auf internationaler Ebene erkennbar, „sondern auch auf nationaler, wie viele Bürgerinitiativen zeigen“. Oder zum Beispiel auch der Einsatz freiwilliger Helfer und das enorme Spendenaufkommen im Zuge des Oderhochwassers von 2002.

Wie sehr sich unser Verständnis von Solidarität hin zum freiwilligen Engagement verändert hat, so Steinvoth, zeige sich ganz klar auch in Reaktionen auf Maßnahmen des Staates: „Soweit wir zu Hilfeleistungen an Mitglieder des eigenen Staates durch Steuern und andere Abgaben gezwungen werden, betrachten wir diese Leistungen nicht als solidarisch und empfinden Namen wie den des ‚Solidaritätszuschlags‘ als durchsichtigen Betrug.“

Mitgliederverluste der traditionellen Solidaritätsagenturen wie beispielsweise der Ge-

werkschaften erklärt Phil Langer, Sozialpsychologe an der Universität München, mit der Veränderung unserer Gesellschaftsstruktur: „Gewerkschaften zeichneten sich in den Fünfzigerjahren noch dadurch aus, dass die Zugehörigkeit zu ihnen durch Herkunft und Gesellschaftsschicht vorgegeben war. Solidarität war insofern eine Verhaltensform, die als geradezu natürlich angesehen wurde.“ Der Prozess der Individualisierung habe zu einer Herauslösung aus diesen Gemeinschaftsformen geführt. „Heute“, so Langer, „ist in unserer Gesellschaft spürbar: Menschen sind freier, das Klassenzugehörigkeitsdenken hat nachgelassen; gleichzeitig wird dies aber als Verlust von Sicherheit empfunden. Solidarität mit anderen – ob auf nationaler oder internationaler Ebene – gibt das Gefühl, sinnvoll zu handeln, und bedeutet somit einen Identitätsmehrwert.“ Allerdings würden staatliche Solidarsysteme häufig als unbewegliche Apparate empfunden, als anonyme Organisationen, die eine Zusammenarbeit auf Augenhöhe unmöglich scheinen ließen.

Auch das Attac-Mitglied Daniel Eichler traut den staatlichen Institutionen nicht mehr viel zu. Der Staat baue sein Sozialsystem ab. Und weil er nicht mehr geglaubt habe, sei er mit 16 Jahren aus der katholischen Kirche ausgetreten, erzählt Daniel. Bei den Bahnstreiks habe er sich für die Lokführer engagiert, aber „in einer Gewerkschaft bin ich auch nicht“. Sein Hauptaugenmerk gelte internationalen Themen. Im Alltag, erklärt Daniel, bedeute das, die eigene Lebensweise zu reflektieren, sich immer wieder zu überprüfen: Was könnte ich besser machen? Konsumverhalten kritisch zu sehen: Was brauche ich? Von wem wird es hergestellt? „Ganz wichtig: keine Produkte zu kaufen, die von Kindern gefertigt werden.“ Und: „Meine politische Arbeit. Vor allem daran zu arbeiten, dass in Deutschland überhaupt erst ein Bewusstsein entsteht, auf die Welt zu blicken, dafür Bildungsarbeit zu leisten. Das mache ich – an der Schule, bei großen Attac-Veranstaltungen. Bei Demons-



trationen trete ich an Leute heran, um mit ihnen zu reden, Gedanken in Bewegung zu setzen und ihr Blickfeld zu vergrößern.“

Daniels Hauptkommunikationsmittel für globale Solidarität ist das Internet. Überallhin zu reisen oder immer zu telefonieren, das wäre zu teuer. Der Kontakt mit Gruppen oder Organisationen in anderen Ländern ist selten unmittelbar. Und noch weniger mit denen, für die Daniel sich einsetzt. So geht es den allermeisten, die Internet-Petitionen unterschreiben, zu Benefizkonzerten gehen, für Menschen in anderen Ländern demonstrieren oder Geld spenden. Das Leid nicht mehr direkt zu erleben, aus der Ferne zu helfen

– ist das nur noch eine Solidarität „light“, die hier praktiziert wird, um vorhandene, aber in unserer Gesellschaft nicht mehr erfüllbare Bedürfnisse nach Solidarität zu befriedigen? „Die neue Solidarität verlangt Engagement und Opfer und ist daher nicht light“, sagt Steinvorth. „Gewiss befriedigt sie Bedürfnisse, die traditionelle Solidaritätsagenturen nicht befriedigen.“

Entsteht also so etwas wie eine Weltgemeinschaft, die sich für Solidarität einsetzt? „Ja“, erklärt Steinvorth, „unter jenen, die gemeinsam für eine Sache arbeiten, wie den Schutz der Menschenrechte oder der Umwelt.“ Vernetzung, wo es inhaltliche Schnittmengen gibt. Ein Ziel, das Attac verfolgt – und, wie Sue Dürr sagt, „innerhalb Europas schon gut erreicht hat“. Dass Menschen sich mehr und mehr für andere, in anderen Ländern engagieren oder durch Spenden helfen, ist in ihren Augen die Folge eines Bewusstseinswandels: „Immer mehr Menschen hier, in den westlichen Industriestaaten, begreifen, dass unser gutes Leben auf Kosten anderer Menschen etwa in Afrika oder Asien stattfindet.“ Sie glaubt an die Vernetzung von Organisationen und Gruppen, die auf lokaler Ebene beginnt und sich bis auf die inter-

nationale fortsetzt. Denn letztlich sei es mit den Zielen von Solidarität wie mit einer russischen Puppe: „Was wir im Kleinen erleben, findet in anderen Ländern im Großen statt.“

Phil Langer bewertet das Engagement von Gruppen, die sich für internationale Themen einsetzen, ähnlich: „Ohne das Bemühen, den Handlungsraum für politische Entscheidungen hier und heute zu vergrößern, bleibt Engagement für globale Solidarität ohne Folgen.“

Und wie sieht die Zukunft der Solidargemeinschaften aus? Der traditionellen? Der neuen? „Für die neuen Solidaritätsformen“ sagt Ulrich Steinvorth, „gibt es so viel Bedarf, dass ich

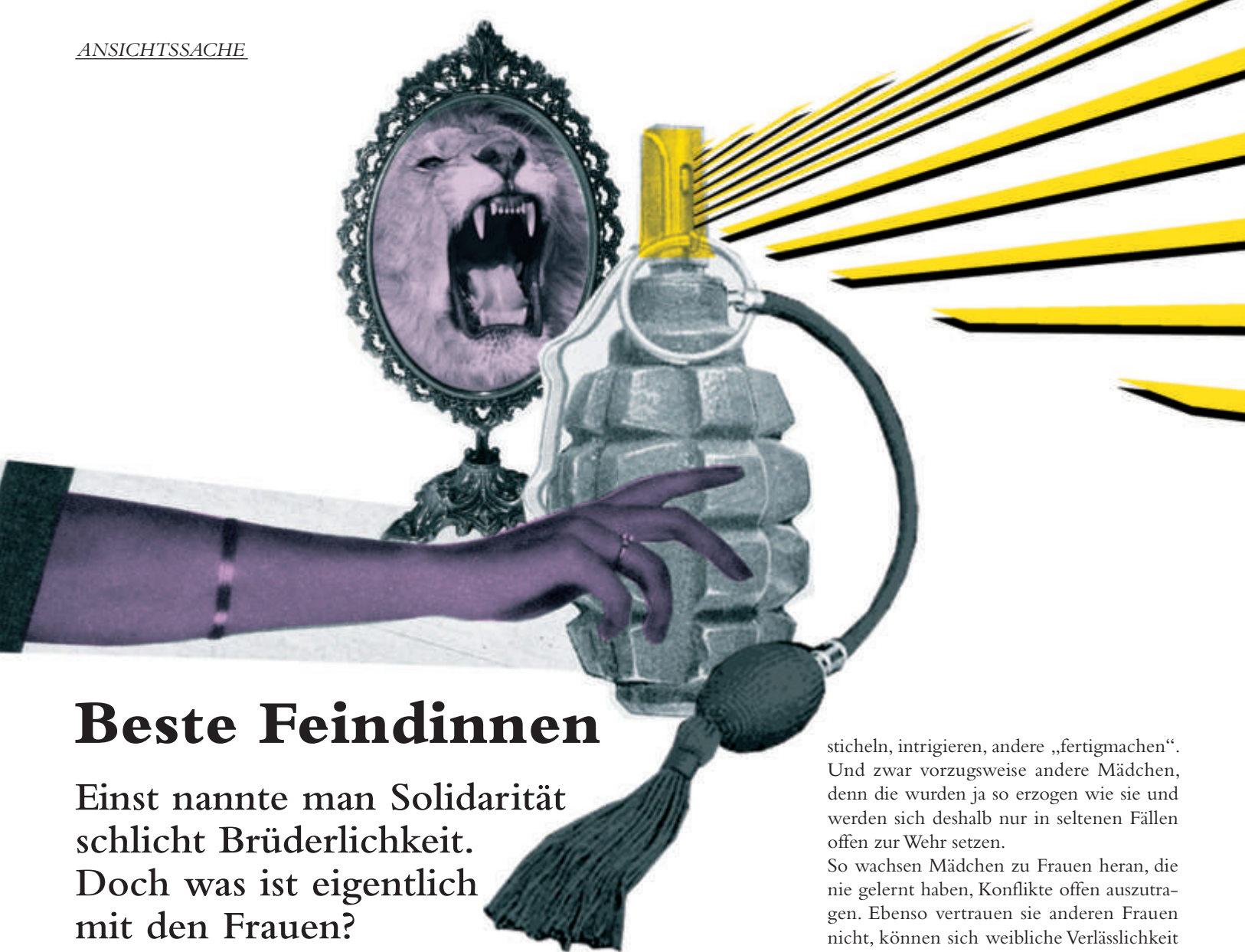
ihnen eine große Zukunft voraussage. Die alten, wenn wir darunter den Sozialstaat verstehen, werden aber nicht an Bedeutung verlieren. Denn ohne Staatszwang würden wir überhaupt nicht überleben, so lästig wir Zwang immer finden. Beide Formen sind bestens verträglich.“

Aber, so Steinvorth: „Der Sozialstaat, ohne den wir nicht überleben können, wird nur überleben, wenn er neue Formen findet, das Unrecht zunehmender Arbeitslosigkeit und anwachsender Ungleichheit zu verhindern. Das bedingungslos ausgezahlte Grundeinkommen ist dafür ein Beispiel. Aber neue Formen des Sozialstaats werden ohne die neuen Formen der Solidarität nicht entstehen können.“

Daniel Eichler sieht sich in zehn Jahren „wahrscheinlich weiterhin bei Attac“, er will sich auf Friedens- und Konfliktforschung spezialisieren. Ein Studium der Soziologie und Ethnologie möchte er dann abgeschlossen haben. Ob er in Deutschland sein wird, weiß er nicht. Am liebsten dort, wo sein Engagement besonders gebraucht wird. Wo das dann sein wird, das ist eine andere Geschichte.

• www.fluter.de/lesen – Warum es einfacher ist, in der digitalen Welt solidarisch zu sein.

»Immer mehr Menschen begreifen, dass unser gutes Leben auf Kosten anderer Menschen in Afrika stattfindet.«



Beste Feindinnen

**Einst nannte man Solidarität
schlicht Brüderlichkeit.
Doch was ist eigentlich
mit den Frauen?**

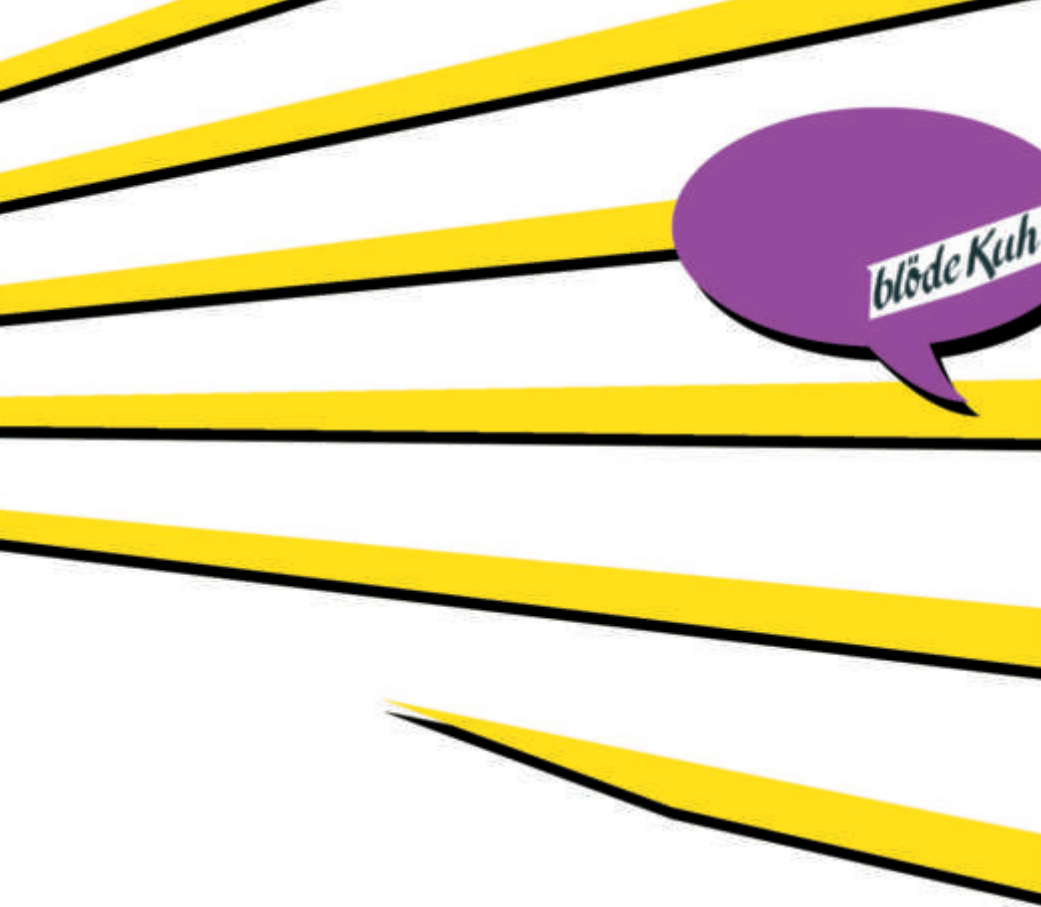
Text: Susanne Klingner, Barbara Streidl

Es gibt „Männerfreundschaften“, und es gibt „Frauensolidarität“. Das eine klingt nach einer privaten Angelegenheit, nach Fußballspielen und Zusammenausgehen, das andere nach einer gesellschaftlichen Instanz, nach Demonstrationen, auf denen „Wir fordern eine Quote“-Transparente geschwenkt werden. Doch in Wahrheit sind die Verhältnisse häufig anders herum: Frauensolidarität beschränkt sich fast ausschließlich auf private Freundschaften, im öffentlichen Leben aber sind es die Männerbünde, durch die Karrieren gemacht werden und in denen Einfluss verteilt wird. Wer wissen will, warum Frauen lieber bei einem Cappuccino plaudern anstatt gemeinsam für ihre Interessen zu kämpfen, muss an vielen Stellen suchen. Antworten gibt es im modernen weiblichen Selbst-

verständnis, im Berufsalltag, in der Kindheit. Mädchen und Jungen werden immer noch unterschiedlich erzogen. Jungen dürfen raufen, Wut oder Ärger auch mal körperlich abreaktieren. Mädchen dagegen werden getadelt, wenn sie sich mit jemandem prügeln. Die westliche Gesellschaft gesteht Jungen Aggressionen zu – sie sollen ja später auch eine Familie ernähren und beschützen können. Mädchen dagegen werden hauptsächlich zu guten Ehefrauen und Müttern erzogen. Sie lernen früh die von ihnen erwarteten Tugenden: Lieb, brav, fürsorglich, hübsch und zärtlich sollen sie sein. Aber natürlich sind auch Mädchen mal zornig. Weil sie aber gelernt haben, dass sich offenes aggressives Verhalten „für ein Mädchen nicht gehört“, leben sie ihre Aggressionen subtiler aus als Jungen – indem sie

sticheln, intrigieren, andere „fertigmachen“. Und zwar vorzugsweise andere Mädchen, denn die wurden ja so erzogen wie sie und werden sich deshalb nur in seltenen Fällen offen zur Wehr setzen.

So wachsen Mädchen zu Frauen heran, die nie gelernt haben, Konflikte offen auszutragen. Ebenso vertrauen sie anderen Frauen nicht, können sich weibliche Verlässlichkeit trotz aller „Beste Freundin für immer und ewig“-Phasen nicht wirklich vorstellen. Aus dem „Zickenterror“ der Teenagerzeit wird im Erwachsenenleben die „Stutenbissigkeit“. Sie ist ein Reflex, der die Machtverhältnisse in unserer Gesellschaft widerspiegelt, beispielsweise in einem Unternehmen: Will eine Frau aufsteigen oder auch nur eine Idee durchsetzen, dann wird ihr recht schnell bewusst, dass sie sich mit diesem Anliegen an die Männer wenden muss. Sie sind in den meisten Fällen diejenigen, die entscheiden, welche Ideen angehört werden, wer befördert oder gefeuert wird. Männer teilen ihren Einfluss, wenn es sein muss. Dann aber am liebsten mit anderen Männern, weil sie diese als sich selbst ähnlicher einschätzen. Anne Lauvergeon, Leiterin des größten Atomkonzerns weltweit, Areva, bestätigt diesen Mechanismus im Magazin *Cicero*: „Ein weißes Männchen stellt meist ein weißes Männchen



an.“ Eine Frau muss sich das Vertrauen „der weißen Männchen“ erst einmal hart erkämpfen. Taucht dann eine andere auf und will mitmischen, ist sie eine Konkurrenz um die begrenzte Aufmerksamkeit der Machthaber – es muss „zugebissen“ werden.

Dieser Reflex funktioniert heute wie vor dreißig Jahren, weil sich die Machtverhältnisse in der Gesellschaft immer noch nicht entscheidend geändert haben. Die Feministinnen der Siebzigerjahre verbanden mit dem Schlagwort „Frauensolidarität“ große Hoffnungen: Wenn Frauen Netzwerke bilden, würde das zu einer weiblicheren, also irgendwie auch besseren Gesellschaft führen. Alice Schwarzer ist das Paradebeispiel für fleißiges Netzwerken: Sie bildet Zirkel mit Journalistinnen und Politikerinnen, kommuniziert in alle Richtungen. Doch die große Masse der Frauen tut es ihr nicht gleich. Nach der Frauenbewegung brach schnell das Zeitalter der totalen Individualisierung an, und leider verwechseln mittlerweile viele Menschen Individualität mit Einzelkämpfertum: Man könne alles erreichen, wenn man sich nur genug anstrengt, und vor allem könne jeder alles auch allein erreichen. Vor allem diejenigen, die zu emanzipierten Frauen erzogen wurden, haben dieses Mantra vom Individualismus verinnerlicht. Gelingt ihnen einmal etwas nicht, halten

sie das für ihr ganz persönliches Versagen. Wer sein Scheitern dagegen auch mal auf geschlechterrelevante Faktoren abklopft, gilt als total rückständig oder sogar als „Emanze“, was für viele zum Schimpfwort geworden ist.

„Frauensolidarität“ erscheint vielen wie eine Vokabel aus einem anderen Zeitalter. Doch das, was dahintersteckt, ist heute wichtiger denn je, und zwar nicht nur im Berufsleben. Wenn junge Frauen feiern, sollten sie darauf

»Aus dem Zickenterror der Teenagerzeit wird im Erwachsenenleben die Stutenbissigkeit.«

achten, dass ihnen keiner K.o.-Tropfen ins Glas kippt – was in den letzten Jahren vermehrt vorgekommen ist. Frauen bewegen sich heute in allen Bereichen der Gesellschaft und der Stadt und können nach wie vor Opfer eines sexuellen Übergriffes werden. Im Privaten kann Solidarität die negativen Folgen einer individualisierten Gesellschaft auffangen. Im gesellschaftlichen Leben aber können Mädchen und Frauen nach wie vor durch solidarisches Verhalten sogar die bestehenden Machtverhältnisse beeinflussen: Wenn

sie die Leistung anderer Frauen anerkennen, statt sich über deren Schwächen zu definieren. Es ist natürlich leichter, über die schräge Frisur der Kommilitonin zu lästern, als ihre Anstrengungen für ökologisches Mensaessen zu loben. Doch solange Frauen sich das Leben gegenseitig schwer machen, werden sich die Strukturen nicht ändern.

Erst durch ein Miteinander, zum Beispiel beim Gespräch über Probleme in Studium oder Beruf, wird strukturelle Benachteiligung schneller als solche erkannt und nicht mehr so leicht als „individuelles Scheitern“ abgetan. Nach dem Miteinandersprechen kommt das Miteinanderhandeln, sei es eben für ökologisches Mensaessen oder später in einem Unternehmen für einen rauchfreien Pausenraum – was auch immer: Die Erfahrung, dass Frauen sich auf Frauen verlassen können, wird ihr strategisches Verhalten grundlegend ändern. Weil sie lernen, dass nicht mehr nur die Männer zuständig für Machtfragen sind. Stutenbissigkeit und Zickenterror, Adieu.

Die Autorinnen veröffentlichen mit Meredith Haaf im März 2008 das Buch »Wir Alphamädchen. Warum Feminismus das Leben schöner macht« im Verlag Hoffmann und Campe. www.maedchenmannschaft.net

Kampf den Illusionen

Regisseur Ken Loach hat gezeigt, dass erfolgreiche Filme kein Happy End brauchen. Ein Gespräch über Schwarzfahren, neoliberale Cowboys und linken Zynismus.

Interview: Jakob Schrenk Illustration: Dirk Schmidt



Mr Loach, fahren Sie gern schwarz?

Das kann ich gar nicht. Weil ich über 65 bin, darf ich den öffentlichen Transport in London umsonst benutzen. Das ist eine der letzten verbliebenen sozialen Errungenschaften Englands. Aber warum fragen Sie?

Weil Sie in Ihren Filmen immer wieder ein Herz für Schwarzfahrer zeigen. In *Carla's Song* beispielsweise hält der Busfahrer den Kontrolleur fest, damit eine Frau, die kein Ticket gelöst hat, wegrennen kann.

Eine kleine solidarische Geste. Der Fahrer hilft jemandem in einer schwierigen Situation.

Und in *Land and Freedom* lässt ein Eisenbahnschaffner einen jungen Mann umsonst durch Frankreich reisen.

Das ist fair, weil der Schwarzfahrer in Spanien gegen den Faschisten Franco kämpfen will – was ja ebenfalls sehr solidarisch ist.

Was bedeutet Solidarität für Sie?

Dass ein Mensch für einen anderen einsteht. Genauer formuliert: Solidarität ist die schärfste Waffe im Kampf der Arbeiterklasse.

Gibt es denn noch eine Arbeiterklasse? Hat nicht die Individualisierung dazu geführt, dass jeder nur noch für sich allein das Beste rausholt?

Natürlich gibt es eine Arbeiterklasse. Die Reichen werden immer reicher und die Armen immer ärmer. Außerdem glaube ich auch nicht, dass sich alle Menschen in egoistische Selbstunternehmer verwandeln.

Nein?

Millionen Menschen haben allein in London gegen den Krieg von Bush und Blair und für das irakische Volk demonstriert. In Liverpool haben in den Neunzigerjahren die Hafentarbeiter jahrelang gestreikt, und Kollegen in der ganzen Welt haben sie unterstützt. Das sind doch fantastische Beispiele für Solidarität.

Die Erfolgchancen solcher Proteste beurteilen aber sogar die meisten Linken skeptisch.

So eine Haltung ist zynisch und bequem. Für viele, die immer noch so tun, als ob sie links wären, ist das eine Entschuldigung, um gar nichts mehr tun. Es ist aber eine historische Wahrheit, dass Menschen ihre Geschichte selber machen.

Wollen Sie diese Haltung auch in Ihren Filmen zeigen?

Ganz bestimmt. In *Land and Freedom* geht es zum Beispiel darum, dass Tausende von europäischen Sozialisten und Kommunisten aus England, Frankreich und Deutschland in Spa-

nien für die Republik gekämpft haben. Ich finde es wichtig, die Erinnerung daran wachzuhalten, auch mit Filmen. Wenn wir das nicht tun, glauben die Leute irgendwann, dass die Definition von „internationaler Solidarität“ ist, dass Angela Merkel und Gordon Brown miteinander essen gehen.

***Land and Freedom* spielt aber in den Dreißigerjahren.**

Es gibt auch aktuelle Beispiele. Mein Film *Bread and Roses* handelt vom erfolgreichen Kampf des Reinigungspersonals in Los Angeles für bessere Löhne.

Wenn ich Ihnen zuhöre, scheint es, dass Sie nicht nur Regisseur sind, sondern auch Lehrer.

Ich denke nicht, dass meine Filme pädagogisch sind. Politisch schon. Das ist ohnehin nicht zu vermeiden. Ab dem Moment, in dem



man einen Mann zeigt, der eine Straße hinuntergeht, und nur erklärt, warum er gerade die Straße hinuntergeht – ab diesem Moment also ist man schon politisch. Wenn in einem Hollywood-Streifen ein Cowboy in neunzig Minuten alle Probleme einer Stadt löst oder ein armer Mann zum Millionär wird, dann ist das auch eine politische Botschaft, aber eine konservative oder neoliberale.

Wie projizieren Sie Ihre Botschaft von der Leinwand in die Köpfe der Zuschauer?

Filmen hat nichts mit komplizierter Technik und Zaubertricks zu tun. Alles, was man braucht, kann man in einem Tag lernen. Ich habe nie verstanden, warum junge Menschen vier Jahre oder noch länger auf eine Filmhochschule gehen. Es geht doch nur darum, die Realität so zu zeigen, wie sie ist.

Das ist leicht gesagt. Wie erreichen Sie dieses Maß an Realismus?

Ich recherchiere meine Themen über Monate. Ich arbeite gern mit Laiendarstellern zusammen, weil sie authentischer wirken. Und ich gebe meinen Schauspielern oft nur zwei, drei Seiten des Drehbuchs auf einmal zu lesen, so wissen sie nicht, was als Nächstes passiert – wie im wirklichen Leben.

Das funktioniert?

Ja. In meinem Film *Ladybird* ahnte die Hauptdarstellerin Crissy Rock bis zuletzt nicht, dass der Staat ihrer Filmfigur die Kinder wegnehmen würde. Sie dachte, es gibt ein Happy End. Sie war ungeheuer ärgerlich.

Ist der traurige Schluss vieler Ihrer Filme nicht ein Widerspruch zu Ihrer optimistischen politischen Haltung?

Nein. Die Figuren können Illusionen haben. Der Film darf das nicht. Er muss ein Angriff auf falsche Hoffnungen sein. Ich will nichts beschönigen. Ich will lieber helfen, dass die Menschen die Realität so sehen, wie sie nun einmal ist. Und wenn das bedeutet, dass sie ein wenig mit den Figuren leiden.

Fordern Sie auf diese Weise die Zuschauer auch zu Solidarität mit den Figuren auf der Leinwand auf?

Auffordern will ich nicht. Ich will ja kein Agitprop-Kino (*Agitation und Propaganda, Anm. d. Red.*) machen. Eine bessere Formulierung wäre, dass ich die Zuschauer zur Solidarität einlade: ob es nun das Reinigungspersonal in L.A. wie in *Bread and Roses* ist oder eine Mutter wie in *Ladybird*, die es sehr schwer hat im Leben.

In diesen Filmen geht es einem als Zuschauer wie Ihrer Darstellerin Crissy Rock. Man ist auf naive Art wütend über die Ungerechtigkeiten dieser Welt.

Es ist nun mal so: Es gibt Menschen, die die Kontrolle haben, und es gibt welche, die kontrolliert werden. Und die Wut darüber ist ein sehr gutes Gefühl. Sie kann eine Basis sein für Solidarität, sie bringt Menschen zum Kämpfen.



Der Brite Ken Loach, 71, ist bekennender Sozialist. Sein Film »The Wind That Shakes the Barley« wurde 2006 in Cannes mit der Goldenen Palme ausgezeichnet.



Fremde Tränen

Wie weit kann Fernsehen Solidarität auslösen? Helptainment-Formate wie »Helfer mit Herz« haben jedenfalls hohe Einschaltquoten.

Text: Christoph Leischwitz

Mandy und Marco haben ihre Mutter verloren. Sie wurde vom Stiefvater erschossen, aus Eifersucht. Mit ihrem Halbbruder Marcel wohnen die beiden nun in jenem Reihenhause, in dem der Mord geschah.

Eine Bekannte der drei Jugendlichen wendet sich an Vera Int-Veen und ihre Show. Und Vera hilft prompt. Mit einem kleinen Wohnmobil fährt sie vor. Sie hat sich vorgenommen, alle Erinnerungen an diese schreckliche Tat aus dem Haus zu verbannen. Eine Komplettrenovierung will sie vornehmen. Dafür trommelt sie die nötigen Handwerker und Freunde zusammen und kümmert sich nebenher darum, dass Mandy einen neuen Job findet. Sie macht sich zu einem Zirkus auf, der gerade in der Stadt weilt, stellt sich in die Manege und ruft dazu auf, den Jugendlichen zu helfen. Und am Ende der Sendung stehen alle Beteiligten vor dem frisch renovierten Haus, und Mandy hat einen neuen Job. Alle weinen vor Glück.

„Helptainment“ nennt man diese neue Art der Doku-Soap, in denen Menschen geholfen wird, denen Schreckliches oder Ungerechtes zugestoßen ist. *Helfer mit Herz* auf RTL ist eine von ihnen, der geschilderte Fall wurde im Oktober 2006 ausgestrahlt. Eine andere Show auf RTL II heißt *Engel im Einsatz*, dort ist Verona Pooth die aufopferungsvolle Helfende. Die Botschaft dieser Sendungen ist dieselbe: Es gibt noch Menschen, die helfen. Und: Wir können alles schaffen, wenn wir es zusammen tun.

Die Botschaft kommt an: Zwischen vier und fünf Millionen Menschen sahen in den vergangenen Monaten regelmäßig zu. In Veras Online-Gästebuch erzählen die Zuschauer,

wie sie die Sendung zu Tränen gerührt hat. „Ein großes Lob an Vera und an Ihr Team“, schreibt einer, „ich denke, man sollte (auch) als Normalbürger wieder dieses Hilfsbereite unter Nachbarn und Freunden hervorrufen.“ Es gibt Tausende solcher Einträge. Doch nur ein Fan bietet konkret seine Hilfe an. Man solle ihn bei Bedarf kontaktieren.

Die Frage ist: Wie ernst kann man diese Solidarität nehmen, die vor dem Fernseher entsteht? „Das Ansehen dieser Shows ist eine Ersatzhandlung“, sagt Andrea Nolte, Medien-

»Das Ansehen dieser Shows ist eine Ersatzhandlung.«

wissenschaftlerin an der Universität Paderborn. „Wenn RTL hilft, dann muss ich mir keine Gedanken mehr machen über das Schlechte in der Welt.“ Nolte sagt aber auch, dass man es sich zu einfach mache, wenn man diese Sendungen einfach verreißt. So erfüllten sie beim Publikum ja ein bislang von den Fernsehsendern vernachlässigtes Bedürfnis.

Nach *Big Brother* und vergleichbaren voyeuristischen Reality-Formaten sind nun verstärkte Serien gewünscht mit einem authentischen Happy End. So erklärt sich auch der Erfolg eines Programms wie *Deutschland sucht den Superstar*. Man entscheidet sich für einen Kandidaten, bringt diesen mit seinen Anrufen ins Finale und hofft darauf, dass er gewinnt. „Die Anschlusskommunikation zeigt, wie

stark die Identifikation mit den Menschen im Fernsehen sein kann. Allein mit den Telefonanrufen hat RTL Millionen verdient“, sagt Jens Köster vom Institut für Medien- und Kommunikationswissenschaft in Ilmenau. Er glaubt, dass es zu einer Solidarisierung mit bestimmten Personen kommt, auch bei *Helfer mit Herz*. Und gleichzeitig wird das Zugehörigkeitsgefühl zu einer bestimmten Gruppe gestärkt.

Doch aus Solidarität scheint irgendwann eine Anspruchshaltung zu werden, je länger die Show läuft. So haben sich schon mehrmals Betroffene über das plötzlich schwindende Interesse nach Drehschluss bei RTL beschwert und darüber, dass versprochene Hilfe nicht angekommen sei. Der Sender hält dagegen, dass alle Versprechungen eingehalten worden seien. Auch in Veras Online-Gästebuch werden Gratulationen zu der Sendung mit der Zeit immer seltener, dafür melden sich jetzt öfter Menschen, die Hilfe brauchen – von der Kletterspinne im Kindergarten bis hin zur Jobsuche. Und bei vielen scheint klar, dass sie die Fernsehsendung nicht mehr von der Realität unterscheiden können. Sie glauben tatsächlich, dass es einem Sender wie RTL mit seinen Help-Soaps darum gehe, zu helfen und nicht vor allem darum, hohe Einschaltquoten zu erzielen.

Ein Fan schrieb: „Liebe Vera (...) Gestern habe ich telefonisch durch Ihre Redaktion eine Absage erhalten. Die Begründung lautete: Wir müssen Ihnen absagen, weil wir zu viele Bewerber haben. Liebe Vera, ich habe mich nicht für Ihre Sendung beworben! Ich habe Sie – Sie persönlich – um Hilfe gebeten.“



Einer gegen alle

Der Autor Roberto Saviano hat ein Buch über die Camorra geschrieben. Jetzt lebt er unter Polizeischutz. Ein Gespräch über wahre Freunde und die Solidarität der Mafia.



Interview: Piero Salabe und Dirk Schönlebe

Herr Saviano, weil Sie ein Buch geschrieben haben, müssen Sie mit drei Leibwächtern zum Interview kommen. Haben Sie sich daran schon gewöhnt?

Irgendwie schon. Ich werde seit etwa einem Jahr von drei Carabinieri vierundzwanzig Stunden am Tag bewacht. Möchte ich irgendwohin gehen, machen meine Leibwächter vorher einen Erkundungsgang. Irgendwann lebt man mit den Leibwächtern in einer Art Symbiose. Sie verbringen mehr Zeit mit mir als mit ihren Familien.

Was vermissen Sie am meisten?

Ich würde gern spazieren gehen, in meinen Lieblingsrestaurants essen. Im Stadion war ich auch schon lang nicht mehr, obwohl ich großer Fan des SSC Neapel bin.

Haben Sie Angst?

Nein, ich hatte nicht einmal in Deutschland Angst, wo auf einer Lesung in Berlin im Publikum viele Camorristi mit ihren Anwälten saßen.

Woran haben Sie diese erkannt?

Sie haben sich vorgestellt, und sie kommen immer wieder, um mich bei Ungenauigkeiten zu ertappen: Spreche ich beispielsweise vom „Mafioso Schiavone“, könnte Nicola Schiavone mich anzeigen, weil er noch nicht verurteilt wurde.

Lassen Sie das Publikum wissen, dass die Camorristi im Saal sitzen?

Ja, manchmal begrüße ich sie sogar.

Wir wollen über Solidarität sprechen. Solidarisieren sich Menschen in dieser schwierigen Lage mit Ihnen?

Ja, besonders meine Leser. Zwei Homepages wurden gegründet, um mir ihre Solidarität zu zeigen, sechstausend Unterschriften gesammelt, ich habe Hunderte von Briefen bekommen. Eine Sekte aus der norditalienischen Stadt Cueno geht sogar so weit, mich als ihren Propheten zu bezeichnen. Mich erkennen Menschen auf der Straße und

umarmen mich. Es kommt aber auch vor, dass ich auf der Straße beschimpft werde. „Du Idiot, du hast mit der Mafia Geld gemacht.“

Was ist mit Ihrer Familie und Ihren Freunden?

Viele Freunde habe ich verloren, nicht weil sie Angst hatten, sondern weil es für sie immer schwieriger wurde, mit meiner öffentlichen Rolle umzugehen. Sie mussten immer über mich reden, Fragen zu mir beantworten. Meine Familie musste enormen Druck aushalten. Mein Bruder ist nach Norditalien ausgewandert, und meiner Mutter wurde auf sehr subtile Art nahegelegt umzuziehen: Nachbarn haben mit einem Schreiben die Gemeinde aufgefordert, ihr einen sichereren Wohnort zu verschaffen. Momentan wird unsere Wohnung rund um die Uhr überwacht, es wäre sicherlich einfacher fortzuziehen. Aber das würde bedeuten, sich geschlagen zu geben.

Fühlen Sie sich von der Politik ausreichend geschützt und moralisch unterstützt?

Die Regionalpolitik hat mich im Stich gelassen. Auf nationaler Ebene war man anfangs reserviert, aber das ist mit der Zeit besser geworden. Unterstützt fühle ich mich insbesondere vom Parlamentspräsidenten Fausto Bertinotti. Er ist ein Jahr nach der Veröffentlichung von *Gomorra* mit mir nach Casal di Principe gereist, meinem Heimatort, zur Eröffnung des neuen Schuljahrs. Und meinen Personenschutz hat mir der Innenminister Giuliano Amato persönlich zugesichert, wodurch alles beschleunigt wurde.

Ist das ein neuer Stil in Italien – diese Solidarität mit Ihnen?

Nein, auch vergangene, wegen ihrer Korruption berüchtigte Regierungen haben bedrohte Personen sehr unterstützt: Die Regierung Andreotti hat zum Beispiel den Richter Falcone (*ein Mafia-Jäger in den Achtzigerjahren, der 1992 ermordet wurde, d. Red.*) unermüdlich geschützt. Das sind die italienischen Widersprüche.

Die Solidarität mit Ihnen ist nur notwendig, weil die Camorra so stark ist. Was kann denn der Einzelne tun, um diese Macht zu brechen?

Die Alten zitieren gern den Satz von Kennedy: „Frage nicht, was der Staat für dich tun kann, sondern frage, was du für deinen Staat

tun kannst.“ Das ist schön und gut, aber persönliches Engagement muss auch vom Staat unterstützt werden. Als Antonio Bassolino 1993 Bürgermeister wurde, war das so – da gab es in Neapel die Phase der „Wiedergeburt“, die Dinge veränderten sich: Die Piazza Plebiscito war auf einmal sauber, man kämpfte gegen die Clans, die Neapolitaner fingen an, korrekt zu parken, und man sprach



»Bosse, die kein Blut vergießen, werden sehr geschätzt. Noch nie hat es einen Aufstand gegen sie gegeben.«

über Neapel nicht mehr nur in Verbindung mit der Camorra.

Solidarität verbindet Menschen nicht nur auf der Seite des Guten – auch die Mafia profitiert von Solidarität. Wie kommt es dazu?

Ihr gelingt es, einen Konsens zu schaffen, der aus dem Unbehagen herrührt, beschrieben und beobachtet zu werden. Ein Beispiel: Wenn ein Journalist in eine Stadt geht und die Menschen auf der Straße über ihren Alltag fragt, beschwerten sie sich meistens über den Verkehr, den Stress, irgendetwas. Als aber die Presse nach Casal di Principe kam und dort die gleichen Fragen stellte, war die Reaktion eine ganz andere: „Geht weg, das ist hier ein ruhiger Ort, uns geht es gut, wir

brauchen nichts.“ Und in Scampia, einer anderen Camorra-Hochburg, war es genauso.

Die Einwohner verteidigen ihr Viertel. Weil keiner lesen will, dass er in einem üblen Viertel oder einer Mafiahochburg wohnt. Aber die Solidarität geht ja weiter. Warum verrät fast niemand einen Camorrista?

Einerseits bringt die Camorra viel Geld in Umlauf. Andererseits verabscheuen die Leute nur die blutrünstigen Bosse – ihnen erweisen sie keine Solidarität, sondern hüllen sich in Schweigen und verschließen sich. Jene Bosse dagegen, die kein Blut fließen lassen, werden sehr geschätzt, sie faszinieren. Das ist auch der Grund, warum es noch nie einen Aufstand gegen die Bosse gab.

Dafür Aufstände, wenn ein Boss verhaftet wurde ...

Das sind allerdings oft nur Finten. Damit will man signalisieren, dass man ihn nicht verraten hat. An einigen Orten gibt es meiner Meinung nach eine Art Recht auf die omertà, die mitwissende Verschwiegenheit. Die Menschen haben Angst und werden von keinem geschützt. Ihr Leben ist in Gefahr, und sie verteidigen sich deshalb auf diese Art.

Macht Schweigen einen aber nicht auch irgendwie schuldig?

Hier von Mitverantwortung zu sprechen ist leicht. Aber allein ist es unmöglich, gegen gewisse Mächte anzutreten. Noch bevor Schüsse fallen, kommen die Ausgrenzung und die Schikanen in der Arbeit – Dinge, die für die Presse uninteressant sind, weil sie kein Aufsehen erregen. Die Camorra hat dein Leben fest im Griff, schon lange bevor sie dich umbringt.

Ihnen wird vorgeworfen, die Mafia als etwas Faszinierendes beschrieben zu haben.

Ich gebe zu, dass ich diese Faszination nicht nur verstehen kann, ich bin ihr teilweise auch erlegen. Ich wollte diese Anziehungskraft untersuchen und sie demontieren, ich wollte die Mafia nicht einfach als Ursprung des Bösen beschreiben. Wir haben früher die Schule geschwänzt, um die Camorra-Prozesse zu verfolgen. Um uns dazu zu bringen, wieder in die Schule zu gehen, wurden die Bildschirme so hingestellt, dass nur das Gericht und nicht das Publikum die Videokonferenz

mit den Bossen sehen konnte – so weit ging das. Die Bosse strahlen eine epische Faszination aus in einem Zeitalter, in dem die Politiker und Großunternehmer nichts Heldenhaftes mehr haben. Malcom X war ein Held, Agnelli auch, wer ist aber heute geblieben? Berlusconi und andere Unternehmer besitzen nicht die Aura, die sich die Bosse mit wenigen, sparsam eingesetzten Auftritten und besonders ihrer Lebensweise verschafft haben, die sie sich übrigens nicht selten aus Filmen abgeschaut haben.

Können Sie hierfür Beispiele nennen?

Als Cosimo Di Lauro verhaftet wurde, riefen die Jungen an der Straße: „The Crow! The Crow!“, weil er sich wie die Hauptfigur des gleichnamigen Films anzieht. Ein anderer Boss, Nicola Schiavone, der alte Pate meines Heimatortes Casal di Principe, hat sich eine Villa gebaut, die identisch mit der von Tony Montana in *Scarface* ist. Die Camorristi haben das Image von Gewinnern, es sind Männer, die keine Angst vor dem Tod haben. Ohne Risiko reich zu werden ist nicht so attraktiv. „Du bist reich ohne Risiko“ – dieser Satz gilt in Scampia als Beleidigung. Für die jüngere Generation sind die Verbrechen ein weiterer Grund für die Faszination.

Wie das?

Die Camorra hat spektakuläre Morde zu ihrem Programm gemacht. Da wird in die Luft geschossen oder mit der Handfläche parallel zum Boden, wie in den amerikanischen Filmen. Die Spezialisten vom Erkennungsdienst haben mir erzählt, dass seit Quentin Tarantinos Filmen keiner mehr auf traditionelle Weise von unten nach oben schießt – so gibt es viel mehr Blut und Kugeln. Normal schießen heute nur noch die Dilettanten.

Kann ein Buch dieser Faszination wirklich gefährlich werden?

Welche Wirkung Worte haben, konnte man in letzter Zeit mehrmals sehen. Die russische Journalistin Anna Politkowskaja beispielsweise wurde auf einmal sehr gefährlich, weil sie mit dem Tschetschenien-Problem an die internationale Öffentlichkeit getreten ist. Worte wirken explosiv, weil derjenige, über den man berichtet, nicht mehr verborgen bleibt. Ein anderes Beispiel für die Macht der Worte: Vor dem Mord an dem Gewerkschafter Federico Del Prete erstellte der Clan der Ca-

tanesi eine Art Umfrage, um herauszufinden, wie die nationalen Medien darüber berichten würden. Als sie sich sicher waren, dass es kein Echo geben würde, wurde Federico Del Prete liquidiert.

Wieso sind Sie eigentlich nicht in die Mafia eingetreten?

Meine Mutter ist Chemikerin, ich komme aus einer Familie, die sehr an die Wissenschaft



»Die Camorra hat spektakuläre Verbrechen zum Programm gemacht. Das fasziniert die jüngere Generation.«

und an ein zivilisiertes Zusammenleben glaubt.

Auch sehr gebildete Menschen machen Karriere in der Mafia.

Stimmt. Der wirkliche Grund ist, dass ich die Camorra von Anfang an gehasst habe.

Warum?

Weil es viel Blut gab, weil du nichts wert warst, wenn du nicht alles aufs Spiel setzen konntest. Es ging so weit, dass nicht einmal die Frauen dich ansahen, wenn du kein Camorrista warst.

Ein Grund mehr einzutreten.

Es kommt darauf an. Ich war einerseits sehr neugierig, andererseits spürte ich, dass das nicht mein Weg war, weil ich auf vieles hätte verzichten müssen, vor allem auf meine Fa-

milie. Und was noch hinzukommt: Die Vorstellung des Todes widert mich an. Wer in einen Clan eintritt, rechnet mit dem eigenen Tod, er lebt mit der Vorstellung des Todes.

Das war Ihnen als Jugendlichen tatsächlich schon so klar?

Es ist eine Frage des Instinkts, etwas, das aus dem Bauch heraus kommt – so wie man auch zum Fan einer Mannschaft wird. Es ist auch sehr wichtig, aus welcher Familie man kommt, ob sie besitzgierig ist, Autos und Häuser haben möchte und dich in diese Richtung verleitet. Ich bin zudem nicht in einem armen Viertel geboren, in dem 200 000 Lire im Monat dein Leben verändern konnten.

Was ist für Sie der beste Film über die Mafia?

Ein im Ausland unbekannter, jedoch in Italien sehr beliebter Film, *Il Camorrista* von Giuseppe Tornatore, der vom neapolitanischen Camorraboss Raffaele Cutolo und dessen Clan handelt. Ich kenne ihn auswendig. *Scarface* gefällt mir mehr wegen seiner Ästhetik und der Fähigkeit, die Wut zu schildern. Unter den Fernsehfilmen ist meine Nummer eins die amerikanische Fernsehserie *The Sopranos*.

Fühlen Sie sich eigentlich als Held?

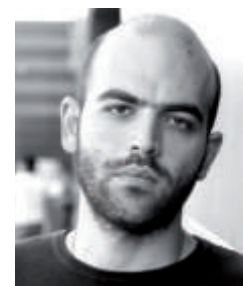
Ich betrachte mich weder als Helden noch als Kämpfer gegen die Mafia. Ich bin einfach ein Schriftsteller.

Wo verbringen Sie Weihnachten?

Zu Hause.

Das werden auch die wissen, die Sie nicht besonders lieben.

Schon. Aber meine Leibwächter sind bei mir.



Der italienische Journalist und Schriftsteller Roberto Saviano, 28, ist gebürtiger Neapolitaner. Sein 2006 erschienener, mehrfach ausgezeichnete Roman »Gomorra« (Piper Verlag) beschreibt die Geschäftspraktiken

der Camorra, ihre Vernetzung mit legalen Unternehmen und der Politik. Wegen Morddrohungen steht Saviano seit einem Jahr unter Polizeischutz und lebt an verschiedenen Orten in Italien.





Der beste Ort der Welt

Gibt es die perfekte Solidargemeinschaft?
Ein Dorf in Argentinien kommt der Vorstellung sehr nah.

Text: Karen Naundorf Fotos: Mariana Eliano, Stephan Pramme

Für drei Dinge auf der Welt würde Héctor Reinoso, 30, Logistikfachmann, alles geben: für seinen Sohn, vier Jahre alt, Radfahrer mit Stützrädern; für River Plate, den Fußballclub aus Buenos Aires; und für Campo de Herrera, das Dorf im Nordwesten Argentiniens, in dem er aufgewachsen ist, in dem schon sein Großvater wohnte.

„Weil es der beste Ort der Welt ist“, sagt Reinoso. Er steht unter dem Vordach seines einstöckigen Häuschens und lässt den kleinen Jonathan nicht aus den Augen, der waghalsige Manöver auf dem Gehsteig unternimmt. Die Sonne brennt. Nicht mal der Hahn des Nachbarn kräht mehr. Kein Luftzug, der den Staub aufwirbelt, die Hitze steht auf den ungeteer-ten Straßen.

Campo de Herrera hat 2200 Einwohner, aber es steht auf keiner Landkarte. In diesem Dorf gibt es auch keine Polizei, keinen Pfarrer, kein Krankenhaus, keine Festnetztelefone und keine Analphabeten, keine unterernährten Kinder. Und das in der Provinz Tucumán, einer der ärmsten Argentiniens, in der nur 40 Prozent der Menschen einen festen Job haben und eins von fünf Kindern nicht genug zu essen hat. Campo de Herrera erscheint wie eine Oase der Menschlichkeit: Es ist ein Dorf, in dem die Bewohner Geld sammeln, wenn einer krank wird, damit er die Arztkosten nicht allein bezahlen muss; in dem die Ge-

winne ebenso geteilt werden wie die Sorgen; in dem die Leute nachts die Türen nur schließen, damit die Hunde nicht reinkommen.

Es ist ein Ort, in dem die Einwohner „die Sterne schmelzen, um aus ihnen Honig zu machen und ihn an die Mündler der Menschen in der Heimat zu verteilen“. So hat ein Dichter jene Gemeinschaft beschrieben, die

Ein Ort, in dem die Einwohner »die Sterne schmelzen, um Honig aus ihnen zu machen und ihn zu verteilen«.

die Zuckerrohr-Arbeiter vor vierzig Jahren gegründet haben. Damals, während der Zuckerkrise in den Sechzigerjahren, verloren in Argentinien mehr als 200 000 Arbeiter ihre Jobs. Die meisten zogen in die Großstädte, siedelten sich in Elendsvierteln an. In Campo de Herrera dagegen beschlossen 118 Arbeiter zu bleiben. „Wir waren völlig am Ende“, sagt Don Luis Valdez, 75, wie Reinosos Großvater ein Gründungsmitglied der Kooperative. „Wir bekamen kein Arbeitslosengeld, nichts. Unsere Familien hungerten, wir lebten in elenden Hütten, ohne Strom.“ Don Luis und die anderen verzweifelten Familienväter

warfen ihre Abfindungen zusammen, nahmen zusätzlich einen Kredit auf, kauften 2000 Hektar Land, zehn Traktoren, arbeiteten weiter und wählten von nun an ihre Chefs in geheimer Abstimmung aus den eigenen Reihen. Jedes Jahr neu. „Uns blieb nur die Flucht nach vorn“, sagt Don Luis. „Das Einzige, was wir hatten, waren die Hoffnung und unsere Arbeitskraft.“

Dass das Dorf einzigartig sei, habe er schon als Kind gemerkt, sagt Reinoso: „Immer wieder kamen Studenten, um uns zu studieren.“ Zum Beispiel eine angehende Psychologin, die in einer Studie den Mut der Gründer hervorhebt, „die alten Strukturen aufzugeben“ und „der Bildung und sozialen Zielen die gleiche Bedeutung einzuräumen wie wirtschaftlichen oder wie der Verwaltung“. Heute exportiert die Kooperative der Vereinten Arbeiter (CTU) jedes Jahr Zitronen nach Europa und in die USA, verkauft in Argentinien Zuckerrohr, Erdbeeren und Lehmziegel. „Reich ist das Dorf nicht geworden“, sagt Reinoso, „aber es genügt zum Leben.“

Die Kooperative hat 126 Mitglieder. Damit es genug Arbeit für alle gibt, herrscht ein Aufnahmestopp. Deshalb muss Héctor Reinoso warten, bis sein Vater in Rente geht und ihm seinen Platz in der Kooperative abtritt. „Fünf Jahre noch“, schätzt er. Doch auch wenn nur ein kleiner Teil der Einwohner zur Koopera-



Campo de Herrera hat 2200 Einwohner. Für die Kinder der Kooperativen-Mitglieder werden gerade neue Häuser gebaut.

tive gehört, profitieren die Leute in Campo de Herrera von der Gemeinschaft: Zumindest während der Erntezeit finden sie Arbeit im Dorf, können mit dem Bus der Kooperative ins nächste Dorf fahren und müssen keine Miete für ihre Häuser zahlen.

Die einzige asphaltierte Straße in Campo de Herrera führt vorbei am Dorfplatz, in dessen Mitte die argentinische Flagge gehisst ist, vorbei an der weiß getünchten Schule und dem Verwaltungsgebäude der Kooperative. Immer geradeaus, bis irgendwann die Erdbeerfelder kommen, die Zitronenbäume, die Felder, auf denen das Zuckerrohr gerade frisch gesät wurde. Neben dem Dorfplatz grast der Silvesterbraten, ein einsames Hausschwein, angebunden an einen Baum. Die Steinbänke auf dem Platz sind leer, es ist ein Arbeitstag in Campo de Herrera. Der beginnt morgens um sieben, wenn die Aufgaben für den Tag verteilt werden: „Nummer 47 – zum Düngen. Nummer 117 auch. 136, 90, 191 fahren Herbizide aus.“ Das mit den Nummern gehe schneller, als die Namen zu nennen, sagt „El Tata“ Orosco, der Leiter der Personalplanung. Er trägt eine Schirmmütze, Werbegeschenk einer Versicherungsgesellschaft. Die Arbeiter warten. Wer aufgerufen wird, macht sich auf den Weg. „Heute müssen ein paar von denen, die sonst Lehmziegel herstellen, bei der Erdbeerernte helfen“, sagt Orosco, „das mögen sie nicht besonders.“ Aber die Arbeiter steigen auf ihre Fahrräder, ohne zu murren. Wer einem Vorgesetzten widerspricht, kann von der Arbeit suspendiert werden. Disziplin ist oberstes Gesetz, seit vierzig Jahren, seit es die Kooperative gibt. Solidarisches Zusammenleben heißt hier nicht nur, dem anderen zu helfen. Es bedeutet auch, dass alle arbeiten. Ohne Ausnahme. Ohne Verspätung.

„Zuckerrohr schneiden ist ein harter Job, wir mussten als Kinder früher mit aufs Feld, da fehlte immer wieder mal einem Kleinen ein Finger oder eine Hand“, sagt der alte Don Luis Valdez, der seinen Platz in der Kooperative längst an einen seiner drei Söhne weitergegeben hat, der taubstumm ist und nun als Mechaniker vor allem Traktoren repariert. Mit den anderen beiden betreibt er eine Metzgerei. „Wir wollten, dass es unsere Kinder besser haben als wir“, sagt Don Luis. „Die Gesetze im Dorf haben wir selbst gemacht, sie gelten bis heute, deshalb brauchen wir auch keine Polizei.“

Von den 118 Gründern konnten nur drei lesen und schreiben, mit der Hilfe eines Agrar-



Die elfjährige Rocío (links) ist sich sicher: Die neue Kooperative in der Schule funktioniert noch besser als die Kooperative „der Großen“. So steht es auch auf ihrem Schild.

Ein Lieferwagen (unten) bringt regelmäßig alle Lebensmittel, die das Dorf nicht selbst produziert. Die Bewohner verlassen den Ort nur selten zum Einkaufen.



ingenieurs setzten sie ihr Regelwerk auf: Wer betrunken auf dem Dorfplatz herumpöbelt, wird für einen Tag von der Arbeit suspendiert. Wer seine Kinder nicht zur Schule schickt, bekommt Lohnabzüge. Wer klaut, muss das Dorf verlassen. Ziel war ein „wettbewerbsorientiertes Unternehmen, das expandiert und den Mitgliedern nicht weniger als 300 Tage im Jahr Arbeit bietet und einen würdigen Monatslohn“, so steht es im Statut. „Die Leute in den Nachbarorten nannten uns Kommunisten, aber wir hatten keine politische Ideologie. Wir wollten nur unsere Lebensgrundlage sichern“, sagt Don Luis. Seine Brille ist geputzt, das Hemd gebügelt. Die Solidargemeinschaft funktioniert seit 1967: Jede Familie bekommt ein Grundstück – 10 mal 30 Meter groß – und 6000 Lehmziegel, um sich daraus ein Haus zu bauen.

Alle Arbeiter erhalten den gleichen Lohn. Der Bus der Kooperative bringt die Kinder zur Schule und die Toten auf den Friedhof. Die Kooperative bietet Computerkurse für alle an. Behinderte wie der taubstumme Sohn von Don Luis werden integriert.

Die Erwachsenen leben Solidarität vor, die Kinder kopieren sie. Rocío Serrizuela ist elf Jahre alt, sie steht in der Mitte des Klassenzimmers, wie alle Kinder trägt sie einen weißen Schulkittel. Das Mädchen mit den großen braunen Augen spricht eloquent wie eine Gewerkschaftsfunktionärin: „Wir Schüler haben eine Kooperative gegründet, weil wir anderen helfen wollen“, sagt sie, „wir haben Kuchen verkauft und das Geld einer Señora gegeben, die krank ist und niemanden hat.“ Hinten im Klassenzimmer steht ein Holzschrank, in dem die Kinder Hefte und



Dankbarkeit auf Blech: In Campo de Herrera gab es bis vor wenigen Monaten gar keine Straßennamen. Jetzt hat Dr. Guillermo Salazar eine Straße bekommen. Das Dorf hat keinen eigenen Arzt. Salazar kommt regelmäßig zur Visite.

Stifte sammeln. „Wenn sich jemand keine Hefte leisten kann, haben wir hier welche“, sagt Rocío, Sprecherin der Schüler-Kooperative. Ihr Onkel ist Vizepräsident der „Kooperative der Großen“, wie die Kinder die CTU nennen. „Die Idee kam von den Kindern“, sagt die Lehrerin stolz, „sie haben eine Urne gebastelt und in einer Wahl Positionen wie Präsident und Schatzmeister besetzt.“

In einer Hinsicht sind die Kinder schon wesentlich weiter als „die Großen“: Sie haben die Machogesellschaft abgeschafft. Alle Schlüsselpositionen werden von Mädchen besetzt. Die CTU hat nur ein weibliches Mitglied, Betty Gonzales. Gonzales rückte für ihren Vater in die Kooperative nach, sie ist die einzige Frau, die an den Versammlungen teilnehmen kann und stimmberechtigt ist. Sie musste sich ihren Platz erkämpfen, arbeitete lange in der Hühnerzucht, auf dem Feld, bis sie den Job bekam, den sie wollte: in der Verwaltung. Jetzt unterscheidet sie von den Männern nur noch eins: Freitags hat sie frei, damit sie das Bürogebäude der Kooperative putzen kann.

Nebenan, hinter einem weiß gestrichenen Gebäude, das wie eine Turnhalle aussieht, steht eine andere Frau an einem großen Suppentopf auf dem Rost. Ein paar Holzscheite glühen darunter. Chabela del Valle ist Tochter eines Gründers der Kooperative, aber für sie

war kein Platz: Für jedes Mitglied, das ausscheidet, kann nur ein Sohn oder eine Tochter nachrücken. Und auch das nur, wenn die 14 Funktionäre im Verwaltungsrat zustimmen. Wer Mitglied in der Kooperative wird, hat das große Los gezogen, ein Job auf Lebenszeit, mit Krankenversicherung. „Meinem Mann fehlte nur eine Stimme“, sagt del Valle, „dann

Solidarisches Zusammenleben heißt hier, dass alle arbeiten. Ohne Ausnahme.

wäre er Mitglied geworden.“ Seit 25 Jahren arbeitet sie in der Suppenküche, in der jeden Tag fünfzig Kinder essen. Sie bekommt kein Geld, nur etwas zu essen für die Familie. Hätte ihr Mann damals die Stimme erhalten, ihr Leben wäre anders verlaufen: „Hier gibt es immer nur Arbeit während der Zuckerrohr- und der Erdbeerernte“, sagt del Valle. Wenn die Ernte vorbei ist, muss ihr Mann das Dorf für mehrere Monate verlassen und Arbeit suchen. Meist zieht er dann in den Süden – zur Apfelernte. Trotzdem ist del Valle der Kooperative dankbar: „Wir haben ein Grundstück bekommen und Lehmziegel, daraus konnten

wir ein Haus bauen, mit vier Zimmern. In einem anderen Dorf in Argentinien kann man davon als Erntehelfer nicht mal träumen.“

Auch der Logistikfachmann Héctor Reinoso, seine Frau Jenny und der kleine Jonathan profitieren von der Kooperative, obwohl Reinoso noch nicht Mitglied ist: Sie sind gerade in ein Häuschen eingezogen, heute werden sie die erste Nacht im neuen Heim schlafen. Die Kooperative hat Land zur Verfügung gestellt, damit Doppelhäuser für die Kinder der Mitglieder gebaut werden konnten.

Trotzdem sieht Reinoso unglücklich aus: „Ich weiß nicht, wie lange wir das noch durchhalten.“ Damit meint er die räumliche Trennung. Solange sein Vater in der Kooperative ist, kann er nicht aufgenommen werden. So muss er in Buenos Aires arbeiten, 15 Busstunden entfernt: „Ich habe zwei Wochen Jahresurlaub und sehe meinen Sohn nicht aufwachsen.“ Jenny und der kleine Jonathan hatten ihn anfangs nach Buenos Aires begleitet, aber das Kind war dort unglücklich. „Er konnte nicht auf der Straße spielen, die Fenster waren vergittert, damit niemand einbrechen kann“, sagt Jenny, „hier können die Kinder im Fluss schwimmen lernen.“ Reinoso legt die Hand auf ihre Schulter: „Wenn es irgendwie geht, werde ich bald wieder in Campo de Herrera wohnen.“



Seltene Zusammenkunft: Papa Héctor wartet auf einen Platz in der Kooperative. So lange muss er im weit entfernten Buenos Aires sein Geld verdienen. Seinen Sohn Jonathan und seine Frau Jenny sieht er deshalb nur zwei Wochen im Jahr.



*Alles meins! Aber wie lange noch?
Denn Menschen neigen dazu,
Egoisten zu sanktionieren.*

Das Gesetz der Strafe

Ein neuer Zweig der Wirtschaftswissenschaften untersucht, wann sich Menschen unterstützen – und findet die Antwort im Belohnungszentrum des Gehirns.

Text: Serge Debregant Foto: Denis Pernath

Im Mai 2006 traten Zehntausende Arbeitnehmer in einen Warnstreik. Die IG Metall in Baden-Württemberg setzte sich für einen neuen Tarifvertrag in der Metall- und Elektroindustrie ein. Am Ende erkämpften sie 4,1 Prozent Lohnerhöhung. Schön für die, die bei den Warnstreiks mitgemacht hatten. Noch schöner für die Arbeitnehmer, die weitergearbeitet hatten. Sie hatten Geld verdient und durften sich trotzdem auf eine Lohnerhöhung freuen.

Ist das unsolidarisch? Natürlich. Aber wie man sieht, ist es in gewisser Weise auch vernünftig. Schließlich profitiert man von der Mühe der anderen, ohne selbst Opfer zu bringen. Die Frage ist: Warum brechen dann nicht alle den Streik? Warum gibt es überhaupt so etwas wie Gewerkschaften? Mit der traditionellen Lehre der Wirtschaftswissenschaften kann man das nicht erklären. Sie gehen davon aus, dass jeder immer nur versucht, seinen persönlichen Nutzen zu vergrößern. Andere Motive gibt es nicht. Warum jemand zum Beispiel für die Dritte Welt spendet, kann man mit diesem Modell nicht erklären.

Einige Wirtschaftsforscher haben diese Lücke erkannt und arbeiten deshalb seit einigen Jahren daran, die alte durch eine neue Lehre zu ergänzen. Sie nennen sich Verhaltensökonom. Dieser neue Zweig der Wirtschaftswissenschaften erforscht mithilfe der Gehirnforschung, der Evolutionsbiologie und anderer Wissenschaften, in welchen Situationen nicht nur auf den persönlichen Nutzen geachtet wird. Sie entdecken dabei Werte wie Fairness, Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit. Mit einem Begriff wie Solidarität haben Verhaltensökonom aber Probleme. Nicht weil sie gegen Solidarität wären, sondern weil

er sich nicht eindeutig bestimmen lässt. Von Solidarität reden die Gewerkschaften, die für Lohnerhöhungen streiken. Man spricht aber auch von Solidarsystemen wie den gesetzlichen Krankenkassen.

Der Münchner Wirtschaftsprofessor Klaus M. Schmidt, einer der bekanntesten Verhaltensökonom, erklärt Solidarität so: „Ich würde das mit dem Prinzip der Wechselseitigkeit fassen. Wechselseitigkeit herrscht in einer Gruppe, in der man sich gegenseitig unterstützt und zusammenhält. Man hilft sich und hofft, dass die anderen einem auch helfen.“ Schmidt und andere Verhaltensökonom

»Menschen werfen Geld weg, um Regeln durchzusetzen.«

haben in Versuchen durchgespielt, wann wechselseitiges Verhalten entsteht und wann nicht. Einer der Versuche geht so: Vier Teilnehmer spielen eine Art Gesellschaftsspiel, aber mit echtem Geld. Jeder erhält den gleichen Betrag – zum Beispiel 60 Euro – und kann dann entscheiden, ob und wie viel er in eine Gemeinschaftskasse steckt, die 50 Prozent Zinsen abwirft. Dann wird ihr Inhalt samt Zinsen unter allen Spielern aufgeteilt. Würden alle ihr gesamtes Guthaben in die Kasse stecken, würden alle 90 Euro erhalten. Tatsächlich zahlen die meisten Spieler nur einen Teil ihres Vermögens ein. Es gibt sogar einige, die so egoistisch sind, dass sie gar nichts zahlen. Diese Egoisten stehen am Ende der Runde besser als die anderen da, da sie einen Teil aus der Gemeinschaftskasse erhalten, ob-

wohl sie nichts eingezahlt haben. Egoismus lohnt sich also – zumindest in diesem Spiel. Das lernen auch die anderen und zahlen in den folgenden Runden wenig oder nichts mehr in die Gemeinschaftskasse. Nach diesem Modell würden die Warnstreiks der IG Metall sofort in sich zusammenbrechen. So etwas wie Solidarität würde nie entstehen.

Das Ergebnis des Versuchs ändert sich aber, wenn man die Möglichkeit einbaut, sich gegenseitig zu bestrafen. Zum Beispiel mit dieser Regel: Gibt ein Spieler einen Euro ab, darf er einem anderen Spieler drei Euro abziehen. Bei einem Spiel mit einer solchen Regel zahlen auch Egoisten ein – denn wer weiterhin nichts oder wenig beiträgt, wird von den anderen bestraft. „Das ist verblüffend“, sagt Schmidt. „Diese Versuche zeigen, dass Menschen bereit sind, Geld wegzuworfen, um Regeln durchzusetzen.“ Denn wer einen Euro abgibt, damit ein anderer Spieler drei Euro verliert, hat ja nichts gewonnen. Er tut es, weil er sich gut fühlt, wenn er einen Egoisten bestraft.

Wissenschaftler an der Universität Zürich haben herausgefunden, was dabei im Gehirn passiert. Sie haben die Gehirnströme der Spieler gemessen und festgestellt, dass bei Bestrafungen das Belohnungszentrum im Gehirn aktiv ist, das auch durch Sex oder Kokain stimuliert wird. Wer einen egoistischen Spieler bestraft, verspürt also eine ähnliche Lust wie beim Sex. Das führt dazu, dass sich das Prinzip der Wechselseitigkeit leichter durchsetzt. Aber daraus zu schließen, dass man Streikbrecher nur maßregeln muss, damit sie beim nächsten Mal mitmachen, wäre zu einfach. „Wir stecken mit unserer Forschung noch in den Anfängen“, sagt Schmidt.

Was willst du eigentlich?

Sozialromantiker oder Abzocker – teste dich selbst.

Text: Mathias Irle, Christoph Koch

Was bedeutet für dich Krötenwanderung?

- A Viel Arbeit. Es ist die Zeit, in der ich die Kröten im Eimer über die Straßen trage, damit kein Auto sie überfährt.
- B Zum Glück nichts mehr – seit ich in der Großstadt wohne.
- C Es ist ein umgangssprachlicher Begriff für die Umstrukturierung meines Aktienportfolios.

Was denkst du über das iPhone?

- A Überflüssiger Kram für die Gadget-Generation, der sicher in Fernost unter menschenunwürdigen Bedingungen zusammengeleimt wird.
- B Dass man den Akku nicht auswechseln kann, ist natürlich schon ein bisschen unpraktisch – aber es sieht halt so geil aus!
- C Wenn jetzt in Deutschland jeder eins hat, kann ich meines, das ich mir damals in New York besorgt habe, natürlich wegwerfen.

Callcentermitarbeiter sind für mich ...

- A ... die schützenswerten, schwachen Verlierer unserer globalisierten Welt, zu denen ich bewusst freundlich bin am Telefon.
- B ... im wallrafischen Sinne „Ganz unten“, bis sie mich wieder in der Warteschleife hängen lassen und ich sie und ihre Inkompetenz verfluche.
- C ... schlecht gelaunte Menschen an Maschinen, die dankbar sein sollten, dass die neue Servicegesellschaft auch für Hilfsarbeiter wie sie Jobs geschaffen hat.

Dir wird auf der Straße eine Obdachlosenzeitung angeboten. Was tust du?

- A Ich kaufe dem armen Menschen zwei Exemplare ab und beginne, einzel-

ne Artikel und das Layout mit ihm zu diskutieren, bevor er wegrennt.

- B Falls ich in Begleitung bin, kaufe ich ganz nonchalant eine – wenn nicht, klopfe ich überdeutlich auf meine Taschen und zucke mit den Schultern.
- C Ich werfe einen Blick auf das Titelthema und schlage dem Handverkäufer zwei bessere vor, mit denen die Typen eine doppelt so hohe Auflage machen könnten.

Wie stehst du zum Schwarzfahren?

- A Obwohl ich immer Fahrrad fahre, kaufe ich immer eine Monatskarte fürs gesamte Netz – schließlich kommt der öffentliche Nahverkehr vor allem den sozial Schwachen und unserer Umwelt zugute.
- B Ich kaufe ein Ticket für die U-Bahn, allerdings nur, wenn ich Kleingeld zur Hand habe.
- C Ich fahre in den Sozialschläuchen U-Bahn oder Bus aus Prinzip selten, und wenn, dann nur schwarz. Kommt ein Kontrolleur, rechne ich ihm vor, wie viel Geld mich bereits Verspätungen des öffentlichen Nahverkehrs im Leben gekostet haben.

In welchen Momenten bewunderst du deinen Vater?

- A Wenn er als Betriebsrat die Kündigung einer schwangeren Kollegin verhindert und diese daraufhin das Kind nach ihm benennt.
- B Wenn er mir erklärt, wie man Spendenquittungen am besten von der Steuer absetzen kann.
- C Wenn er mir im Restaurant sein Portemonnaie mit den Worten gibt: „Hier, bezahl du. Wer jung ist, muss weniger Trinkgeld geben.“

AUFLÖSUNG

Überwiegend Antwort A

Der/die Super-Solidarische Solidarität ist für dich noch mehr als eine Selbstverständlichkeit: Sie ist Luft zum Atmen, Ansporn und Lebenszweck. Ob andere Menschen deine Hilfe und Unterstützung wollen, ist für dich zweitrangig. Sobald du meinst, ein Ungleichgewicht in Sachen Status, Wohlstand oder Lebensqualität festzustellen, schließen sich deine Arme zu einer unendlich festen Umarmung der Verbrüderung – wer auch immer gerade das Pech hat, in dein Visier zu geraten.

Überwiegend Antwort B

Der/die Pseudo-Solidarische Solidarität ist für dich zweierlei: ein netter Luxus und ein Mittel zum Zweck. Du hast viel Verständnis für Prominente, die sich für Hungernde, Ausgestoßene oder Kranke einsetzen und gleichzeitig ihren neuen Film promoten. Und setzt du dich für Amnesty International ein, kann man sicher sein, dir fehlte noch ein Ehrenamt in deinem Lebenslauf. Was daran für dich falsch ist? Nichts! Kümmert sich jeder um sich selbst, ist schließlich am Ende allen geholfen!

Überwiegend Antwort C

Der/die Egomane/in Solidarität ist für dich nur Sozialromantik, ein hinterhältiger Appell an dein schlechtes Gewissen und vor allem ein geschicktes Instrument all jener Drückberger, die sich gern von anderen mitziehen lassen – statt selber Anstrengungen zu unternehmen. Deshalb hast du es dir völlig abtrainiert, bei deinen Handlungen an andere zu denken. Spricht dich jemand darauf an, verkaufst du es als Pädagoge: Nur wenn einem keiner hilft, bessert man sich auf seine eigenen Kräfte!

Du machst Berlin 08!

Das Festival für junge Politik.



Berlin 08 – Dein Festival für junge Politik. Vom 13. bis 15. Juni 2008 auf dem Gelände des FEZ-Berlin. Das Programm bestimmst du, zusammen mit vielen anderen! Du kannst bei Workshops, Podiumsdiskussionen und vielen weiteren Aktionen mitmachen und natürlich viel Musik hören – von aufstrebenden Nachwuchsbands hin zu großen Headlinern. Melde dich einfach an unter www.du-machst.de und komm mit deinen Freunden vorbei.

Berlin 08 ist Teil des „Aktionsprogramms für mehr Jugendbeteiligung“. Unter dem Motto „Nur wer was macht, kann auch verändern!“ stärkt das Aktionsprogramm das gesellschaftspolitische Engagement von Kindern und Jugendlichen.

Eine Initiative von:



Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend



Bundesministerium für
sonstige Bereiche



Deutscher
Bundesjugendring

**NUR WER WAS MACHT
KANN AUCH VERÄNDERN**
Das Aktionsprogramm für mehr Jugendbeteiligung

fluter.de

MAGAZIN DER BUNDESZENTRALE FÜR POLITISCHE BILDUNG

fluter

Eure aktuellen Suchbegriffe: [nachhaltigkeit](#) - [Sucht](#) - [Beuys](#) - [werte](#) - [Brake](#) - [Klima](#) - [New York](#) - [Jugoslawien](#) - [benzin](#) - [mobilität](#) - [verkehr](#) - [bewerbung](#) - [Iran](#) - [ernährung](#) - [drogenabhängig](#) - [Arbeitslosigkeit](#) - [radikal](#) - [rauchen](#) - [nsdap](#) - [berlin](#)

Name

- THEMEN
- FILM
- LESEN
- ERFAHRUNGEN
- BERUFE
- fluter-HEFT
- Video | Foto | Audio
- FOREN
- BLOGS
- DEIN BLOG
- UMFRAGE
- TESTER
- AKTIONEN
- TIMER
- DEIN BEITRAG
- REGISTRIEREN
- HEFT-ABO
- NEWSLETTER
- LINKS

Lexikon-Suche:

- RSS Audio-Feed
- RSS Video-Feed
- RSS Themen
- RSS Neu im Kino



Female HipHop

Ein Reader über HipHop-Produzentinnen und DJanes erklärt, warum Frauen und Mädchen im HipHop keine Bühnenranddekoration sein wollen >

[Auf die Gläser - Das Musik-Popmag](#)

THEMEN

Feminismus

Spielt er heute noch eine Rolle?

[Emma Reloaded? Im](#)

[Was](#)

FILM

Körpersprache(n)

[Sex im Kinofilm >](#)



[Go West! Deutsche Filmemacher/Innen in den USA >](#)

[FORUM Deine Filmkritik](#)

LESEN

Schwester, greif zur Feder

[Neue Magazine von und für Frauen >](#)



[Baukräne in der Nacht Reportagen über asiatische Megastädte >](#)

[FORUM Deine Buchkritik](#)

HANDY-FILME

Kino für die Hosentasche

Handyfilme haben durch "Happy Slapping" einen schlechten Ruf.

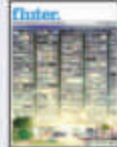
Doch der Schauspieler Oktay Ozdemir zeigt in Workshops, wie man ganz andere Handyfilme drehen kann. >

THEMEN von bpb.de

- Die Geschichte der RAF
- Verbotene Spiele?
- Indien: Die neue Supermacht?

FLUTER-HEFT

fluter erscheint viermal im Jahr als Heft, das du als PDF im [Heft-Archiv](#) herunterladen kannst. Die letzten Ausgaben:



FOREN

Feminismus

Re: [Frauen in der Politik](#) Es gibt immer noch viel zu wenig Frauen in der... Gesa89 07.11.07 09:22

[Feminismus - das Community-Thema](#) Im August lief eine Umfrage auf fluter.de. Wie... Dirk 05.11.07 06:34

Solidarität

Re: [Was ist Solidarität?](#) In Deutschland wird immer noch viel zu viel... Gesa89 07.11.07 09:26

BLOGS

Blog: Generation 2.0

Generation Praktikum, Generation Internet, Generation Couchpotato - unser Jahrgang hat viele Namen. Doch welcher Begriff trifft unsere Situation genau und...

von: [wechseldusche](#)

[Fließige Jugend](#) | 29.09.2007

[Es ist wieder Donnerstagabend...](#) >

DOSSIERS

[Europa](#) Politik - Gesellschaft - Grenzen - Recht

[Reality TV](#) Vor der Kamera und hinter den Kulissen

[Migration](#) Schule - Identität - Leben - Mitbestimmung

[USA](#) Wahlen - Kultur - Europa - Wirtschaft

FOREN

Feminismus

Ein Wort, bei dem sich viele Geister spalten. Wir wollen wissen, was du über...

Solidarität

Die Menschen in den modernen Gesellschaften leben immer individueller. Kann...

Megacity

Immer mehr Menschen leben in immer größeren Städten. Diese Entwicklung...

Protest

Gründe, gegen etwas zu protestieren, gibt es viele. Aber was zeichnet einen...

Zwischenmenschliches

Du hast Probleme oder Fragen und möchtest mit anderen Menschen darüber...

Deutschland

Was gefällt dir an Deutschland? Was stört dich? Wie fühlt es sich an...

Aktuell

Hast du etwas zu Ereignissen in Politik und Gesellschaft zu sagen? Hier hast...

Glauben

Glaubst du? An wen, was und wie? Und wenn nicht, warum?

Auf die Ohren - Das Musik-Forum

Welche Musik hörst du? Welche nicht? Das Forum für Tipps und Flopps.

Deine Buchkritik

Warum solltest du das Bücherbewerten anderen überlassen? Schreib deine...

Deine Filmkritik

Welchen Film hast du zuletzt gesehen? Wie fandest du ihn? Schreib deine...

Die letzte Seite im Heft ist die erste Seite im Netz